

CHRISTOPHER PAOLINI



DIE
GABEL,
DIE
HEXE
UND DER
WURM

Geschichten aus Alagaësia
Band 1: ERAGON

cbj

Christopher Paolini

DIE GABEL, DIE HEXE UND DER WURM

Geschichten aus Alagaësia.

Band 1: Eragon

mit **Angela Paolini**,
die als Angela, die Kräuterhexe, in
»Über das Wesen der Sterne« schreibt

Aus dem amerikanischen Englisch
von Michaela Link



Der Inhalt dieses E-Books ist urheberrechtlich geschützt und enthält technische Sicherungsmaßnahmen gegen unbefugte Nutzung. Die Entfernung dieser Sicherung sowie die Nutzung durch unbefugte Verarbeitung, Vervielfältigung, Verbreitung oder öffentliche Zugänglichmachung, insbesondere in elektronischer Form, ist untersagt und kann straf- und zivilrechtliche Sanktionen nach sich ziehen.

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten, so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung, da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.

Bei diesem Roman handelt es sich um ein fiktionales Werk. Namen, Figuren, Orte und Ereignisse stammen entweder aus der Vorstellung des Autors oder sind fiktiv gebraucht. Jegliche Ähnlichkeiten mit realen Personen (lebend oder tot), Ereignissen oder Schauplätzen sind rein zufällig.

1. Auflage 2019

Text © 2018 by Christopher Paolini

Die Originalausgabe erschien unter dem Titel »The fork, the witch, and the worm.

Tales of Alagaësia. Volume 1: Eragon« bei Alfred A. Knopf,
einem Imprint von Random House Children's Books in der
Verlagsgruppe Penguin Random House LLC, New York.

Knopf is a registered trademark of Penguin Random House LLC.

© 2019 für die deutschsprachige Ausgabe cbj Kinder- und Jugendbuch Verlag
in der Verlagsgruppe Random House GmbH, Neumarkter Str. 28, 81673 München

Alle deutschsprachigen Rechte vorbehalten

Dieses Werk wurde vermittelt durch die Literarische
Agentur Thomas Schlück GmbH, 30161 Hannover.

Aus dem Amerikanischen von Michaela Link

Lektorat: Luitgard Distel/Katrin Künzel

Umschlaggestaltung: Geviert, Grafik und Typografie, unter Verwendung des
Originalcovers von Knopf, einem Imprint von Random House Children's Books

Umschlagillustration: © 2018 by John Jude Palencar

Innenillustrationen: © 2018 Christopher Paolini

Kolorierung der Landkarte: Immanuela Meijer

kk · Herstellung: UK

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

ISBN 978-3-641-24884-0

V001

www.cbj-verlag.de

*Wie immer widme ich dieses Buch meiner Familie und auch den
Lesern, die es erst ermöglicht haben*

Inhalt



TEIL EINS: DIE GABEL

I. Der Berg Arngor

II. Eine Gabel und eine Weggabelung

III. Die Halle der Farben

TEIL ZWEI: DIE HEXE

IV. Reime und Rätsel

V. Über das Wesen der Sterne

VI. Fragen und Antworten

TEIL DREI: DER WURM

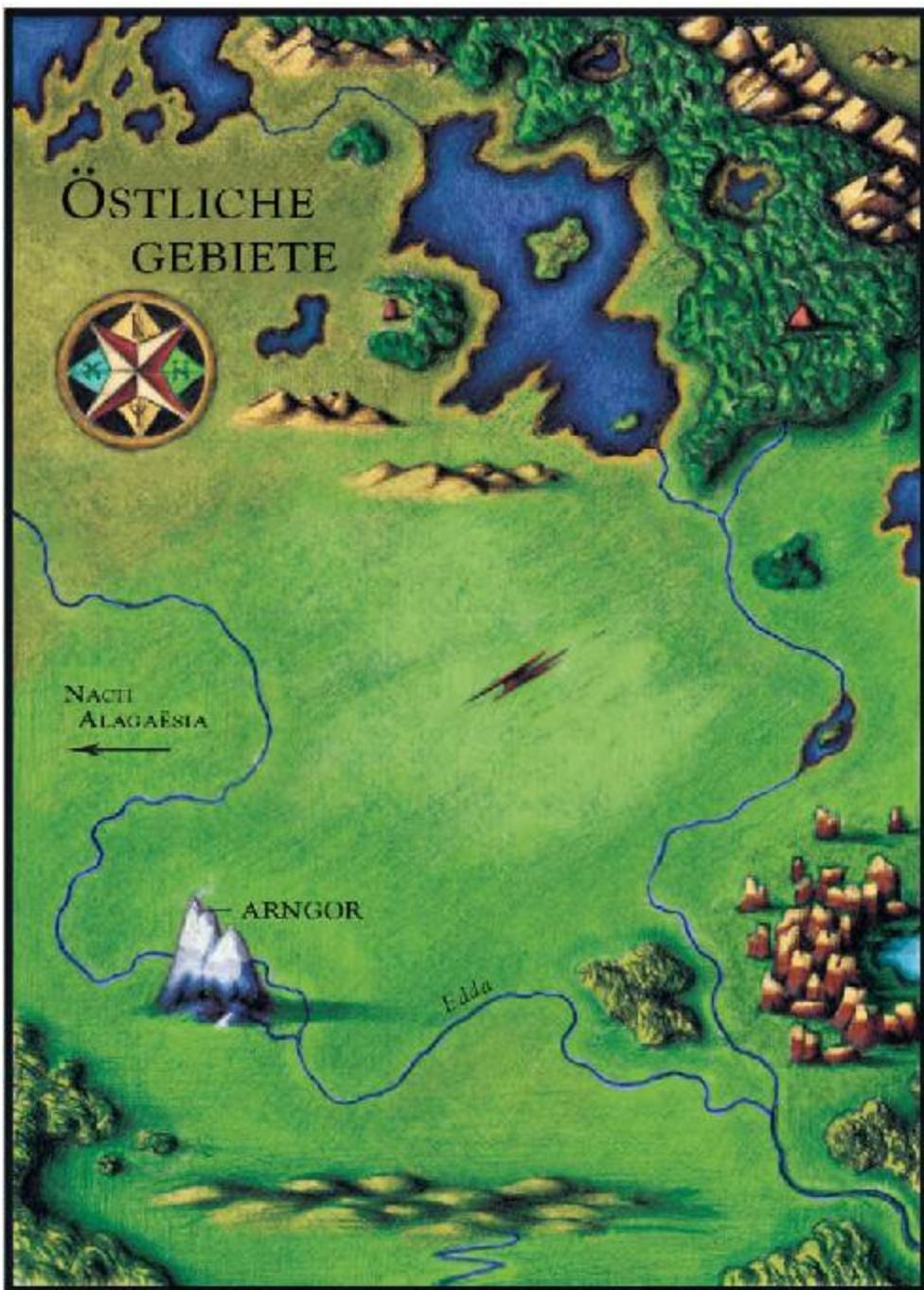
VII. Todesfalle

VIII. Der Wurm vom Kulkaras

IX. Eine neue Zeit

Namen und Sprachen

Nachwort



TEIL EINS

DIE GABEL



I.



Der Berg Arngor

Der Tag war nicht gut gelaufen.

Eragon lehnte sich in seinem Stuhl zurück und nahm einen Schluck Brombeermet. Süße Wärme breitete sich in seiner Kehle aus und mit ihr kamen Erinnerungen an Sommernachmittlege im Palancar-Tal, ans Beerenpflücken ...

Heimweh überfiel ihn.

Der Met war das einzige Positive an dem Treffen mit Hruthmund, dem Gesandten der Zwerge, gewesen. Ein Geschenk, um die Bande freundschaftlicher Verbundenheit zwischen Zwergen und Reitern zu stärken. So hatte Hruthmund es jedenfalls ausgedrückt.

Eragon schnaubte. *Eine schöne Freundschaft.* In Wahrheit hatte er mit Hruthmund die ganze Zeit nur darüber diskutiert, wann die Zwerge endlich die versprochenen Vorräte liefern würden. Hruthmund schien zu glauben, dass es mehr als ausreichend war, alle drei bis vier Monate etwas zu liefern. Das war lächerlich, wenn man bedachte, dass die Zwerge näher an der Akademie lebten als irgendeins der anderen Völker. Selbst Nasuada hatte es geschafft, weit aus dem Westen – vom anderen Ende der Wüste Hadarac – monatlich Waren zu liefern.

Ich werde mich mit Orik treffen müssen, um die Angelegenheit mit ihm selbst zu klären. Noch ein weiterer Punkt auf einer scheinbar endlosen Liste von Aufgaben, die auf ihn warteten.

Eragon sah die Berge von Schriftrollen, Büchern, Landkarten und losen Pergamenten, die den Schreibtisch vor ihm bedeckten und allesamt seine Aufmerksamkeit forderten. Er seufzte, denn er fand den bloßen Gedanken daran deprimierend.

Er richtete den Blick auf die großen, grob behauenen Fenster des Drachenhorstes. Rings um den Arngor erstreckten sich im Abendlicht die windgepeitschten Ebenen. Im Norden und Westen glänzte der Fluss Edda wie ein Band aus gehämmertem Silber in der Landschaft. Zwei Schiffe lagen an der nächsten Biegung des Flusses längsseits am Ufer vertäut. Von dort aus führte ein Pfad in Richtung Süden in die Hügel am Fuß des Arngor.

Den Berg hatte Eragon – zusammen mit Saphira und ihren treuen Reisegefährten – als neues Zuhause für die Drachenreiter ausgewählt. Und er sollte noch mehr sein als das: ein sicherer Hort für die Eldunari, die Seelensteine, und hoffentlich der Nistplatz für die nächste Generation von Drachen.

Der hohe Gipfel mit den steilen Felsflanken war ein letzter Ausläufer des Beor-Gebirges, kleiner als dessen himmelhohe Riesen, doch immer noch um ein Mehrfaches höher als die Berge des Buckels, wo Eragon aufgewachsen war. Einsam ragte er über die grüne Fläche der östlichen Ebenen auf, eine gemächliche Segelfahrt von zwei Wochen von der Grenze des eigentlichen Alagaësia entfernt.

Südlich des Arngor war das Land faltig wie eine Decke und struppig von Bäumen, deren Blätter im Wind silberhell leuchteten wie die Schuppen eines Fisches. Weiter im Osten erhoben sich Felswände, Kliffs und riesige, abgeflachte Felssäulen, die alle mit einem Pflanzenschopf bewachsen waren. Dort lebten Nomadenstämme: seltsame halbwilde Menschen, wie sie Eragon noch nie zuvor begegnet waren. Bisher hatten sie keine Schwierigkeiten gemacht, aber er blieb wachsam.

Das war jetzt seine Pflicht.

Der Berg trug viele Namen. Arngor bedeutete in der Zwergensprache *Weißer Berg*. Tatsächlich bedeckten Schnee und Eis das obere Drittel und von ferne hob sich der Gipfel strahlend weiß von der grünen Umgebung ab. Aber er hatte in der Sprache der Zwerge auch noch einen älteren, geheimen

Namen. Den hatten sie kurz nach ihrer Ankunft herausgefunden, als eine Expedition unter Eragons Führung in die Hügel am Fuß des Berges vorgedrungen war. Dort hatten sie in den Stein gehauene Stollen entdeckt. In einem davon stand in Runen Gor Narrveln, *Berg der Juwelen*. Irgendein uralter Clan der Zwerge hatte Minen bis tief in den Fels des Arngor getrieben.

Die Zwerge, die sich Eragons Gruppe angeschlossen hatten, waren ganz begeistert von dieser Entdeckung gewesen. Sie debattierten ausgiebig darüber, wer die Minen angelegt hatte und welche Edelsteine in dem Berg wohl noch zu finden waren.

In der alten Sprache hieß der Berg Fell Thindarë, *Berg der Nacht*. Die Elfen konnten Eragon nicht sagen, woher der Name kam oder warum man ihn gewählt hatte, und so benutzte er ihn nur selten. Aber er hörte sie von dem Gipfel auch als Vaeta sprechen oder *Hoffnung*. Er fand das passend, da die Drachenreiter eine Hoffnung für alle Völker Alagaësias waren.

Die Urgals hatten einen eigenen Namen für den Gipfel: Ungvek. Als Eragon sie fragte, was er bedeute, behaupteten sie, es heiße *starrköpfig*. Aber er war sich nicht sicher.

Dann waren da noch die Menschen. Eragon hatte gehört, dass sie alle Namen nebeneinander benutzten. Außerdem bezeichneten sie den Berg als Spitzhorn. Ein Ausdruck, von dem er vermutete, dass die Händler häufig Scherze darüber machten.

Eragon persönlich mochte den Klang von Arngor am liebsten, aber er zollte jedem der Namen Respekt. Die Vielfalt dieser Namen war wie ein Abbild der Verhältnisse an der Akademie der Reiter: eine Mischung von Völkern und Kulturen und einander widerstrebenden Plänen, die alle noch unter einen Hut gebracht werden mussten.

Er nahm noch einen Schluck von dem Mûnnvlorss-Met; so hatte Hruthmund die Flasche genannt. *Mûnnvlorss*. Eragon schmeckte das Wort auf der Zunge und ertastete mit seinem Geist dessen Form, um seine

Bedeutung zu erfassen.

Es hatte im Laufe des Tages noch andere Probleme gegeben, nicht nur das Treffen mit Hruthmund. Die Urgals waren streitlustig wie eh und je. Die Menschen uneinig. Die Drachen in ihren Eldunarí rätselhaft. Und die Elfen ... Die Elfen waren so elegant und gewissenhaft und höflich, wie es nur ging. Aber sobald sie einmal eine Entscheidung getroffen hatten, wollten oder *konnten* sie ihre Meinung nicht mehr ändern. Der Umgang mit ihnen hatte sich als viel entmutigender erwiesen, als Eragon erwartet hatte, und je mehr Zeit er mit ihnen verbrachte, desto mehr musste er Orik recht geben, was die Elfen betraf. Man bewunderte sie am besten aus der Ferne.

Außer den Schwierigkeiten im Umgang miteinander gab es ständig Probleme, die den Bau der Festung, die Beschaffung von Lebensmitteln und anderen Vorräten für den bevorstehenden Winter und unzählige andere Einzelheiten betrafen, die die Verwaltung einer großen Stadt mit sich brachte.

Denn das war es im Grunde, was aus ihrer Entdeckungsfahrt entstanden war. Eine Siedlung, die bald dauerhaft sein würde.

Eragon trank den letzten Schluck Met. Er spürte, wie sich der Boden unter ihm leicht neigte – die Wirkung des Getränks.

Den halben Vormittag über hatte er am Bau der Festung mitgearbeitet, und das hatte ihn und Saphira viel mehr Kraft gekostet, als er erwartet hatte. Wie viel er auch aß, es schien nie zu genügen, um die verlorene Energie zu ersetzen. In den letzten beiden Wochen hatte er seinen Gürtel noch zwei Löcher enger schnallen müssen, und das zusätzlich zu dem einen, das er in den Wochen davor an Umfang eingebüßt hatte.

Mit gerunzelter Stirn betrachtete er die Pergamente auf dem Schreibtisch.

Die Erneuerung des Drachenvolks, die Führung der Reiter und der Schutz der Eldunarí waren allesamt Pflichten, die er wollte, die ihm willkommen waren und die er ernst nahm. Und doch ... Eragon hätte nie erwartet, dass er einen so großen Teil seines Lebens mit so etwas verbringen würde: an einem

Schreibtisch zu sitzen und über Fakten und Zahlen zu grübeln, bis seine Sicht sich vor Anstrengung trübte. So ungeheuer viel Kraft der Kampf gegen das Imperium und Galbatorix auch gekostet hatte – nie, *nie* wieder wollte Eragon etwas Ähnliches erleben –, es war doch auch aufregend gewesen.

Bisweilen träumte er davon, sein Schwert Brisingr zu gürten, auf Saphira zu steigen und zu neuen Abenteuern aufzubrechen. Aber das war eben nur ein Traum. Sie konnten weder die Drachen noch die Reiter sich selbst überlassen, noch lange nicht.

»*Barzûl*«, murmelte Eragon. Die Falte zwischen seinen Brauen wurde tiefer, während er über eine ganze Flut von Flüchen nachdachte, mit denen er die Pergamente belegen könnte: Feuer, Frost, Blitz, Sturm, Zerfall zu Staub und mehr.

Er seufzte, richtete sich auf und griff abermals nach der Schreibfeder.

Halt, bremste Saphira ihn. Auf der anderen Seite des Raums regte sie sich in der gepolsterten Kuhle, die in den Boden eingelassen war: ein Nest, groß genug für einen Drachen. Das Nest, in dem er jede Nacht unter einem ihrer Flügel zusammengerollt schlief.

Als sie sich erhob, warfen ihre juwelenartigen Schuppen einen Wirbel blauer Lichtpunkte an die Wände.

»Ich kann nicht«, sagte Eragon. »Ich wünschte, ich könnte, aber ich kann nicht. Diese Verzeichnisse müssen bis zum Morgen durchgesehen werden und ...«

Es wird immer Arbeit geben, sagte sie und kam zum Schreibtisch herüber. Die Spitzen ihrer glänzenden Krallen klackerten dabei auf den Stein. *Immer wird es jemanden geben, der etwas von uns braucht, aber du musst auch an dich denken, Kleiner. Für heute hast du genug getan. Leg deine Feder beiseite und lass deine Sorgen ruhen. Es ist immer noch ein wenig Licht am Himmel. Geh mit Bloëdhgarm kämpfen oder mach Kopfstoßen mit Skarghaz oder tu irgendetwas anderes – nur nicht dasitzen und grübeln.*

»Nein«, entgegnete Eragon und richtete den Blick auf die Reihen von Runen, die das Pergament bedeckten. »Es muss getan werden, und es gibt niemanden außer mir, der es tun kann. Wenn ich es nicht tue ...«

Er zuckte zusammen, als Saphiras linke Vorderklaue den Stapel Pergamente durchbohrte und auf dem Schreibtisch festnagelte. Das Tintenfass fiel zu Boden.

Genug, sagte sie. Sie schnaubte und blies ihm ihren heißen Atem entgegen. Dann reckte sie den Hals und musterte ihn mit einem ihrer glitzernden, unergründlichen Augen. Mehr wird heute nicht gearbeitet. Du bist nicht mehr du selbst. Geh raus!

»Du kannst mir nicht –«

Geh! Sie zog die Lefzen hoch und ein tiefes Knurren drang aus ihrer Brust.

Eragon schluckte seine Worte frustriert herunter. Dann warf er die Schreibfeder neben ihre Klaue. »Na schön.« Er schob den Stuhl zurück, stand auf und hob ergeben die Hände. »Schön. Du hast gewonnen. Ich gehe.«

Gut. Ein Anflug von Erheiterung erschien in ihren Augen und sie schob ihn mit der Schnauze zum Türbogen. *Geh. Und komm nicht zurück, bevor du nicht besser gelaunt bist.*

»Hmpf!«

Aber er lächelte, als er durch den Bogen trat und die breite Rampe der Wendeltreppe draußen hinunterging. Trotz seines Protests tat es Eragon nicht leid, von seinem Schreibtisch wegzukommen. Natürlich wusste er, dass Saphira sich ärgerlicherweise genau darüber im Klaren war. Kein Grund zu murren – das war schließlich die Natur ihrer besonderen Verbindung.

Manchmal war es einfacher, einen Kampf auszufechten, als herauszufinden, wie man mit den alltäglicheren Dingen des Lebens fertigwurde.

Das war eine Lektion, die er immer noch lernen musste.

Die Stufen waren flach, aber breit genug, dass Saphira mühelos zwischen

den Wänden hindurchgleiten konnte. Bis auf die privaten Unterkünfte war die ganze Festung so angelegt, dass sie sogar für die größten Drachen zugänglich war, genau wie die Gebäude auf der Insel Vroengard, dem früheren Zuhause der Drachenreiter. Das war notwendig, aber dadurch hatte der Bau jedes einzelnen Raums eine monumentale Anstrengung bedeutet. Die riesigen Räume wirkten noch ehrfurchtgebietender als die große Zwergenstadt Tronjheim.

Es würde alles einen freundlicheren Eindruck machen, dachte Eragon, wenn sie erst die Zeit fänden, sich um die Inneneinrichtung zu kümmern. Ein paar Flaggen und Wandteppiche an den Wänden und Vorleger vor den Kaminen würden den Schall dämpfen, Farbe hereinbringen und ganz allgemein den Gesamteindruck verbessern. Bisher gab es in dem Bau noch nicht viel mehr als Dutzende von den Zwergen gefertigte flammenlose Laternen, die jetzt in Haltern in regelmäßigen Abständen an den Wänden für Beleuchtung sorgten.

Das Bauvorhaben war ohnehin noch nicht sehr weit gediehen. Es gab ein paar Lagerräume, einige Mauern und den Drachenhorst, in dem er und Saphira schliefen, hoch oben auf einem Felsfinger mit Blick auf den Rest der geplanten Zitadelle. Noch viel mehr musste gebaut und aus dem Fels gehauen werden, bis das Ganze dem, was Eragon sich vorstellte, auch nur ansatzweise nahekommen würde.

Er schlenderte hinunter in den Haupthof, der nicht mehr war als eine quadratische Fläche aus rohen Steinen, übersät mit Werkzeugen, Seilen und Zelten. Die Urgals rangen an ihrem Feuer miteinander, wie sie es so oft taten. Eragon sah ihnen eine Weile zu, verspürte aber nicht den Wunsch, mitzumachen.

Zwei der Elfen – Ästrith und Rílven –, die auf der Festungsmauer mit Blick auf die Hügel standen, nickten ihm zu, als er sich näherte. Eragon erwiderte den Gruß, blieb in einiger Entfernung von ihnen stehen, die Hände

hinter dem Rücken verschränkt, und sog die reine Abendluft tief ein.

Dann ging er weiter, um die Fortschritte an der Haupthalle in Augenschein zu nehmen. Die Zwerge hatten sie nach seinem Gesamtplan entworfen. Dann hatten die Elfen die Details dieses Entwurfs verfeinert. Das hatte zu nicht geringen Auseinandersetzungen zwischen den beiden Gruppen geführt.

Von der Halle aus machte Eragon sich auf den Weg zu den Lagerräumen. Dort nahm er den Bestand an Kisten und Fässern mit Vorräten auf, die am vergangenen Tag eingetroffen waren. Trotz Saphiras Ermahnungen brachte er es nicht über sich, seine Arbeit liegen zu lassen.

Es musste noch *so viel* erledigt werden, und er hatte nie genug Zeit und Energie, um auch nur einen Bruchteil seiner Ziele zu erreichen.

In seinen Gedanken spürte er vage Saphiras Missbilligung, dass er nicht mit den Zwergen zusammen etwas trank oder Übungskämpfe mit den Elfen ausfocht oder sonst etwas, *irgendetwas* anderes tat als seine Arbeit. Doch keine dieser Ablenkungen reizte Eragon. Ihm war nicht nach Kämpfen zumute. Ihm war nicht nach Lesen zumute. Ihm war nicht danach zumute, Energie mit etwas zu verschwenden, was ihm nicht helfen würde, die Probleme zu lösen, vor denen sie standen.

Es hing alles von ihm ab. Von ihm und Saphira. Jede Entscheidung, die sie trafen, wirkte sich nicht nur auf die Zukunft der Reiter aus, sondern auch auf das nackte Überleben der Drachen selbst. Und wenn sie schlechte Entscheidungen trafen, konnte beides bald enden.

Solche Gedanken machten es schwer, sich zu entspannen.

Getrieben von seiner Unzufriedenheit stieg Eragon wieder die Treppe zum Drachenhorst hinauf. Bevor er ganz oben ankam, bog er allerdings in einen kleinen Nebentunnel ab und betrat den Raum, den sie – mit Magie und Spitzhacken – direkt unter dem Drachenhorst dem Fels abgerungen hatten.

Es war ein großer, aber nicht sonderlich hoher, runder Raum. In seiner Mitte lagen auf mehreren stufenförmigen Podesten eine ganze Reihe

glitzernder Eldunarí. Die meisten davon hatten Saphira und er aus dem Verlies der Seelen auf Vroengard geholt. Aber es waren auch einige Seelensteine hier, die Galbatorix zu Sklaven seines Willens gemacht hatte.

Der Rest der Eldunarí – diejenigen, die von Galbatorix durch seine Zauber gequält und in den Wahnsinn getrieben worden waren – lagerte in einer Höhle tief in der Flanke des Arngor. Dort konnten sie niemandem mit den Attacken ihres verwirrten Geistes schaden. Eragon hoffte, dass es ihm irgendwann gelingen würde, sie mithilfe der anderen Drachen zu heilen. Aber das würde Jahre dauern, wenn nicht Jahrzehnte.

Wäre es nach ihm gegangen, würden sämtliche Eldunarí in diesen Höhlen lagern, zusammen mit den vielen Dracheneiern. Es gab keine bessere Möglichkeit, sie zu beschützen, keine sicherere Unterbringung. Eragon war sich des Risikos von Diebstählen nur allzu bewusst, trotz der vielen Schutzauber, mit denen er den Raum belegt hatte.

Doch Glaedr, Umaroth und die anderen Drachen, die noch Herr ihrer Sinne waren, hatten sich geweigert, unter der Erde zu leben. Wie Umaroth sagte: *Wir haben über hundert Jahre eingekerkert im Verlies der Seelen verbracht. Vielleicht werden wir eines Tages weitere hundert Jahre in Dunkelheit ausharren. In der Zwischenzeit wollen wir das Licht auf unseren Facetten spüren.*

Und so war es geschehen.

Die größeren Eldunarí ruhten auf dem zentralen Podest, während die kleineren kreisförmig um sie herum lagerten. Dutzende schmale Spitzbogenfenster gliederten die runde Außenwand des Raums. Die Elfen hatten in diese Fenster Kristalle eingesetzt, die das einfallende Licht in alle Farben des Regenbogens brachen. Der nach Norden gelegene Raum war zu jeder Tagesstunde hell erleuchtet und übersät von bunten Lichtflecken, sowohl von den Fenstern her als auch von den Eldunarí selbst.

Die Zwerge und die Elfen hatten sich angewöhnt, den Raum die Halle der

Farben zu nennen, und Eragon war ganz ihrer Meinung. Es war in der Tat eine passende Beschreibung.

Er trat in die Mitte des Raums und kniete vor dem funkelnden goldfarbenen Juwel nieder, das Glaedrs Herz der Herzen war. Der Geist des Drachen berührte den seinen, und Eragon spürte, wie sich ein gewaltiger Raum von Gedanken und Gefühlen vor ihm öffnete. Wie immer war es eine Erfahrung, die ihn demütig werden ließ.

Was bekümmert dich, Eragon-Finiarel?

Immer noch ruhelos presste Eragon die Lippen zusammen und blickte an den Eldunari vorbei auf die halbdurchsichtigen Kristalle der Fenster. *Zu viel Arbeit. Ich komme einfach nicht nach. Und das ist auch der Grund, warum ich es nicht schaffe, irgendetwas anderes zu tun. Es zermürbt mich.*

Du musst lernen, deine Mitte zu finden, erwiderte Glaedr. Dann werden diese unbedeutenden Sorgen dich nicht mehr belasten.

Ich weiß ... Und ich weiß, dass es viele, viele Dinge gibt, die ich nicht beeinflussen kann. Eragon gestattete sich ein kurzes, grimmiges Lächeln. *Aber Wissen und danach handeln sind zweierlei.*

Ein weiterer Geist – der von Umaroth, einem der ältesten Eldunari – öffnete ihnen seine Gedanken. Instinktiv blickte Eragon zu dem weißen Herz der Herzen, das das Bewusstsein des Drachen enthielt.

Umaroth sagte: *Was du brauchst, ist Ablenkung, damit dein Geist Ruhe und Erfrischung findet.*

Ja, das stimmt, antwortete Eragon.

Dann können wir dir vielleicht helfen, Argetlam. Erinnerst du dich, wie meine Gefährten und ich vom Verlies der Seelen aus über Alagaësia gewacht haben?

Ich erinnere mich, erklärte Eragon, den bereits eine Ahnung überkam, worauf der Drache hinauswollte.

Und er lag richtig.

Wir haben diese Gewohnheit beibehalten, Argetlam, um uns die Zeit zu vertreiben. Aber auch, um bestimmte Geschehnisse zu verfolgen und nicht vom Aufstieg eines neuen Feindes überrascht zu werden.

Weitere Geister gesellten sich zu dem von Umaroth: Die Gedanken der übrigen Eldunarí strömten auf Eragons Bewusstsein ein wie ein Meer dröhnender Stimmen. Wie immer kostete es Eragon einiges an Konzentration und Anstrengung, sie abzuwehren und einen Schutzwall um seine eigenen Gedanken zu errichten. *Warum überrascht mich das nicht?*

Wenn du es wünschst, sagte Glaedr, können wir dir etwas von dem zeigen, was wir sehen. Eine Vision von einem anderen Ort, die dir vielleicht eine neue Sichtweise ermöglicht.

Eragon zögerte und dachte über das Angebot nach. *Wie lange wird das dauern?*

So lange wie nötig, Jüngling, erwiderte Umaroth. Genau davon musst du geheilt werden. Kümmert es den Adler, wie lange ein Tag dauert? Kümmert es den Bären oder den Hirsch oder den Fisch im Meer? Nein. Also, warum sollte es dich kümmern? Nimm dir nicht zu viel auf einmal vor und verschiebe den Rest auf morgen.

Also gut, stimmte Eragon zu. Er streckte sich und holte tief Luft. Dann zeigt sie mir!

Unausweichlich wie die heranrauschende Flut rollten die Gedanken der Drachen über seine hinweg. Sie rissen Eragon aus seinem Körper heraus, heraus aus der Halle der Farben. Weg vom schneebedeckten Gipfel des Arngor und weg von all seinen Sorgen und Nöten. Sie trugen ihn ins vertraute und jetzt so ferne Alagaësia.

Bilder entstanden vor ihm, und Eragon sah und empfand mehr dabei, als er erwartet hatte ...

II.



Eine Gabel und eine Weggabelung

Es war zwei Tage nach Maddentide und die ersten Schneeflocken wehten aus dem wolkenverhangenen Himmel auf die Stadt Ceunon herab.

Essie bemerkte es nicht. Sie stapfte die gepflasterte Gasse hinter dem Yarstead-Hof entlang, die Lippen zu einer harten Linie zusammengepresst und die Wangen brennend, während sie sich bemühte, nicht zu weinen. Sie hasste diese dumme, gemeine Hjordis mit ihrem falschen Lächeln und ihren hübschen Schleifen und all ihren abscheulichen kleinen Beleidigungen. *Sie hasste sie.*

Und dann der arme Carth. Essie musste immerzu daran denken, wie enttäuscht und verletzt er sie angesehen hatte, nachdem sie ihn in den Trog gestoßen hatte. Er hatte kein einziges Wort gesagt, nur dort gesessen, wo er hingefallen war, und sie angestarrt mit großen, runden Augen.

Der Ärmel ihres Kleides war noch feucht, wo das dreckige Wasser hingespritzt war.

Das vertraute Klatschen der Wellen, die gegen die Kaimauern schlugen, wurde lauter, als sie sich dem Hafen näherte. Sie nahm die Gassen – die schmalen Wege, die die Erwachsenen selten benutzten. Über ihr hockte mit aufgeplustertem Gefieder eine Krähe auf der Dachtraufe der Sortierhalle. Der Vogel legte den Kopf schief und öffnete den Schnabel, um einen klagenden Ruf auszustoßen.

Essie schauderte, wenn auch nicht wegen der Kälte, und zog sich den Schal fester um die Schultern. Ein Hund hatte in der Nacht geheult, die Kerze auf dem kleinen Regal, auf dem die Opfergaben – Milch und Brot – für die Svartlinge lagen, war erloschen, und jetzt hatte eine einsame Krähe gerufen. Allesamt böse Omen. Wartete noch mehr Pech auf sie? Sie glaubte nicht,

dass sie noch Schlimmeres ertragen konnte ...

Sie schlüpfte zwischen den stinkenden Trockengestellen am Rand des Fischmarkts hindurch und erreichte die Straße. Aus dem Gasthaus Zum endlosen Gelage, das vor ihr lag, erklangen Musik und Gespräche, und warmes Licht fiel durch die Fenster auf die Straße. Diese Fenster waren aus Kristall, eigens angefertigt von den Zwergen, und sie glänzten wie Diamanten in dem flackernden Licht. Essie war jedes Mal stolz, wenn sie sie sah, selbst jetzt. Kein anderes Haus in der Straße hatte so etwas vorzuweisen.

Im Schankraum war es so laut und voll wie immer. Essie ignorierte die Gäste und ging direkt zur Theke. Ihr Papa schenkte Bier aus, wusch Krüge und servierte Teller mit geräuchertem Hering. Er sah, wie sie sich unter der Halbtür am Ende der Theke hindurchduckte.

»Du bist spät dran«, bemerkte er.

»Entschuldige, Papa.« Essie nahm sich einen Teller und belud ihn mit einem Kanten Brot, einem Stück hartem Sartos-Käse und einem verrunzelten Apfel – alles aus dem Regal unter der Theke. Sie war noch immer zu klein, um zu bedienen, aber sie würde später beim Saubermachen helfen.

Und noch später, nachdem alle zu Bett gegangen waren, würde sie sich in den Keller hinunterschleichen und die Vorräte zusammensuchen, die sie brauchte ...

Sie trug den Teller zu einem freien Stuhl vor der großen steinernen Feuerstelle. Neben dem Stuhl stand ein kleiner Tisch mit einem zweiten Stuhl auf der anderen Seite. Auf diesem saß ein Mann. Er war schlank und dunkeläugig, mit einem sauber geschnittenen Bart und einem langen schwarzen Reisenumhang. Auf den Knien balancierte er einen Teller mit einer Portion gerösteter Rüben mit Lammfleisch aus der Küche ihrer Mama. Er spießte die Bissen einzeln mit einer der Eisengabeln aus dem Gasthaus auf.

Essie interessierte sich nicht für ihn. Er war einfach irgendein Reisender wie so viele, die ins Endlose Gelage kamen.

Sie ließ sich auf den freien Stuhl plumpsen, brach ein Stück von dem Brotkanten ab und stellte sich vor, es sei Hjordis' Kopf, den sie abriß ... Immer weiter zerfetzte sie mit Fingern und Zähnen das Essen und kaute mit einer Wut, die seltsam befriedigend war.

Sie hatte immer noch das Gefühl, gleich losheulen zu müssen, was sie nur noch wütender machte. Tränen waren etwas für kleine Kinder. Tränen waren etwas für Schwächlinge, die herumgeschubst wurden und denen man sagte, was sie zu tun hatten. Nicht für sie!

Sie seufzte frustriert, bevor sie in den Apfel biss, und sein Stiel verklemmte sich in der Lücke zwischen ihren Schneidezähnen.

»Du hast dich wohl geärgert«, bemerkte der Mann neben ihr verständnisvoll.

Essie runzelte die Stirn. Sie zog den Stiel zwischen ihren Zähnen hervor und warf ihn ins Feuer. »Das ist alles Hjordis' Schuld!« Ihr Papa sah es nicht gern, wenn sie zu viel mit den Gästen redete, aber das hatte sie noch nie groß gekümmert. Die Gäste wussten immer interessante Geschichten zu erzählen, und viele von ihnen zerzausten ihr das Haar und machten Bemerkungen darüber, wie entzückend sie sei. Sie gaben ihr kandierte Nüsse oder Zuckerstangen – zumindest im Winter.

»Ach ja?«, meinte der Mann. Er legte seine Gabel beiseite und drehte sich in ihre Richtung, um sie besser betrachten zu können. »Und wer ist diese Hjordis?«

»Sie ist die Tochter von Jarek. Er ist der oberste Steinmetz des Grafen«, antwortete Essie missmutig.

»Ich verstehe. Macht sie das zu jemand Wichtigem?«

Essie schüttelte den Kopf. »Sie *denkt* nur, sie sei wichtig.«

»Was hat sie getan, dass du dich derart ärgern musst?«

»Alles!« Essie nahm einen energischen Bissen von dem Apfel und kaute so kräftig und schnell, dass sie sich auf die Innenseite ihrer Wange biss. Sie

zuckte zusammen, schluckte und versuchte, den Schmerz zu ignorieren.

Der Mann trank einen Schluck aus seinem Krug. »Überaus interessant«, stellte er fest und benutzte eine Serviette, um sich etwas Schaum von seinem Schnurrbart zu tupfen. »Nun denn, ist es eine Geschichte, die du gern erzählen würdest? Vielleicht fühlst du dich besser, wenn du darüber redest.«

Essie sah ihn etwas misstrauisch an. Er wirkte aufrichtig, aber der Blick seiner dunklen Augen war seltsam intensiv und eine Spur hart, sodass sie sich nicht sicher war. »Mein Papa will bestimmt nicht, dass ich Euch behellege.«

»Ich habe ein wenig Zeit«, erwiederte der Mann freundlich. »Ich warte hier auf einen gewissen Geschäftspartner, der leider gewohnheitsmäßig zu spät kommt. Wenn du mir von deinem Kummer erzählen willst, dann bitte. Betrachte mich als aufmerksamen Zuhörer.«

Er benutzte eine Menge hochtrabender Worte und Essie war sein Akzent fremd. Seine Aussprache wirkte übertrieben bedächtig, als meisele der Mann die Worte mit der Zunge in die Luft. Trotzdem und trotz der Härte seiner Augen kam sie zu dem Schluss, dass er ein netter Mensch war.

Sie ließ die Beine baumeln und kickte mit den Füßen gegen den Stuhl. »Also ... Ich würde es Euch gern erzählen, aber das kann ich unmöglich tun, es sei denn, wir wären Freunde.«

»Ist das so? Und wie werden wir Freunde?«

»Ihr müsst mir Euren Namen sagen! Dummkopf.«

Der Mann lächelte. Er hatte schöne Zähne. »Natürlich. Wie töricht von mir. Wenn das so ist, ich heiße Tornac.« Und er streckte ihr die Hand hin. Seine Finger waren lang und blass, sahen aber stark aus. Die Nägel waren ganz gerade geschnitten.

»Essie Siglingstochter.« Sie spürte eine Reihe von Schwielen an seinen Fingern, als sie sich die Hand gaben.

»Es ist mir ein großes Vergnügen, dich kennenzulernen, Essie. Also, was bedrückt dich?«

Essie betrachtete den halb gegessenen Apfel in ihrer Hand. Sie seufzte und legte ihn zurück auf den Teller. »Es ist alles Hjordis' Schuld.«

»Das sagtest du bereits.«

»Sie ist immer gemein zu mir und bringt ihre Freunde dazu, mich zu piesacken.«

Tornacs Gesichtsausdruck wurde ernst. »Das ist gar nicht gut.«

Solchermaßen ermutigt, schüttelte Essie den Kopf und ließ ihrer Entrüstung freien Lauf. »Genau! Ich meine ... Manchmal piesacken sie mich auch so, aber, ähm, Hjordis – wenn sie dabei ist, ist es wirklich schlimm.«

»So wie heute?«

»Ja. Schon irgendwie.« Sie brach ein Stück Käse ab und knabberte daran, während sie über die vergangenen Wochen nachdachte. Tornac wartete geduldig. Das gefiel ihr an ihm. Er erinnerte sie an eine Katze. Schließlich brachte sie den Mut auf, zu sagen: »Vor der Ernte war Hjordis auf einmal netter zu mir. Ich dachte – ich dachte, vielleicht würde es jetzt besser werden. Sie hat mich sogar zu sich nach Hause eingeladen.« Essie sah Tornac an. »Sie wohnt gleich oben an der Burg.«

»Beeindruckend.«

Essie nickte, froh darüber, dass er sie verstand. »Sie hat mir eins ihrer Bänder geschenkt, ein gelbes, und gesagt, dass ich zu ihrer Maddentide-Feier kommen darf.«

»Und bist du dort gewesen?«

Ein weiteres Nicken. »Die Feier – die Feier war heute.« Heiße Tränen füllten ihre Augen, und sie blinzelte hektisch, enttäuscht von sich selbst.

»Na, komm«, sagte Tornac betroffen und hielt ihr ein weiches weißes, quadratisches Tuch hin.

Zuerst wollte Essie es gar nicht annehmen. Das Tuch war so sauber! Aber dann kullerten ihr die Tränen über die Wangen und sie griff nach dem Taschentuch und wischte sich damit übers Gesicht. »Danke, Herr.«

Ein weiteres kleines Lächeln erschien auf dem Gesicht des Mannes. »Es ist lange her, seit mich jemand *Herr* genannt hat, aber du darfst es gern tun. – Ich vermute, das Fest ist nicht so gut gelaufen?«

Essie runzelte die Stirn und drückte ihm das Taschentuch wieder in die Hand. Sie würde jetzt nicht mehr weinen. Sie doch nicht. »Das Fest war schön. Aber Hjordis – sie war wieder gemein zu mir, danach, und ... und ...« Essie holte tief Luft, als müsse sie Mut fassen. »Und sie hat gesagt, wenn ich nicht tue, was sie will, sagt sie ihrem Vater, er soll zum Sonnenwendfest nicht in unser Gasthaus gehen.« Sie spähte zu Tornac hinüber und fragte sich, ob er wusste, warum das so wichtig war. »Alle Steinmetze kommen her, um zu trinken, und ...« Sie bekam einen Schluckauf, obwohl sie dagegen ankämpfte. »... sie trinken viel, und das bedeutet, dass sie stapelweise Kupfermünzen hierlassen.«

Tornac stellte seinen Teller auf den Tisch und beugte sich mit ernstem Gesicht zu ihr herüber. Sein Umhang raschelte wie Wind in einem Strohdach. »Was solltest du denn tun?«

Beschämt starrte Essie auf ihre dreckigen Schuhe. »Sie wollte, dass ich Carth in eine Pferdetränke schubse«, berichtete sie und stolperte über die Worte, so eilig hatte sie es, sie hervorzustoßen.

»Carth ist ein Freund von dir?«

Essie nickte unglücklich. Sie kannten einander seit ihrem dritten Lebensjahr. »Er wohnt am Hafen. Sein Vater ist Fischer.«

»Also würde man ihn nie zu einem solchen Fest einladen?«

»Nein, aber Hjordis hat ihre Dienerin geschickt, um ihn zu holen, und ...« Essie starrte Tornac an, ihr Gesichtsausdruck grimmig. »Ich hatte keine Wahl! Wenn ich ihn nicht geschubst hätte, hätte sie ihrem Vater gesagt, er soll nicht mehr ins Endlose Gelage gehen.«

»Ich verstehe«, sagte Tornac in besänftigendem Ton. »Du hast also deinen Freund geschubst. Konntest du dich bei ihm entschuldigen?«

»Nein«, murmelte Essie und fühlte sich noch schlechter. »Ich – ich bin weggelaufen. Aber alle haben es gesehen. Er wird nicht länger mein Freund sein wollen. Niemand wird mehr mit mir befreundet sein wollen. Hjordis wollte mich nur austricksen. Ich *hasse* sie.« Essie nahm den Apfel und biss erneut ab. Ihre Zähne knackten aufeinander.

Tornac öffnete den Mund, um etwas zu sagen, aber in diesem Moment kam ihr Papa vorbei, um zwei Krüge zu einem Tisch an der Wand zu bringen. Er warf ihr einen missbilligenden Blick zu. »Meine Tochter fällt Euch doch nicht zur Last, oder, Meister Tornac? Sie hat die schlechte Angewohnheit, Gäste zu belästigen, die hier in Ruhe essen wollen.«

»Ganz und gar nicht.« Tornac lächelte. »Ich war viel zu lange unterwegs, nur mit der Sonne und dem Mond als Gesellschaft. Ein kleines Gespräch ist genau, was ich brauche. Ach, und ...« Seine Finger tauchten unter seinen Gürtel, und Essie sah Silber aufblitzen, als er ihrem Vater die Hand hinstreckte. »... kannst du vielleicht dafür sorgen, dass die Tische neben uns frei bleiben? Ich erwarte einen Partner, und wir haben etwas, nun ja, Geschäftliches zu besprechen.«

Die Münzen verschwanden in seiner Schürze und Papa nickte. »Natürlich, Meister Tornac.« Er sah sie abermals an, seine Miene eine Spur besorgt, doch dann setzte er seinen Weg fort, ohne ein weiteres Wort zu verlieren.

Heftige Gewissensbisse quälten Essie. Ihr Papa würde so traurig sein, wenn sie fort war. Aber es blieb ihr nichts anderes übrig. Sie *musste* weg von hier.

»Also dann«, sagte Tornac und streckte seine langen Beine in Richtung Feuer. »Du wolltest mir von deinem Kummer erzählen, Essie Siglingstochter. War das der ganze Bericht?«

»Ja, das war er«, bestätigte Essie kleinlaut.

Tornac nahm die Gabel von seinem Teller und ließ sie zwischen den Fingern herumwirbeln. Sie fand den Anblick irgendwie faszinierend. »Das ist

sicher alles nicht so schlimm, wie du denkst. Ich bin mir sicher, wenn du es deinem Freund erklärst ...«

»Nein«, unterbrach sie ihn energisch. Sie kannte Carth. Er würde ihr nie verzeihen, was sie getan hatte. Keiner ihrer Freunde vom Hafen würde ihr verzeihen. Sie würden denken, sie hätte sich gegen sie gewandt, um sich Hjordis und den anderen Kindern vom Burgberg anzuschließen. Und in gewisser Weise hatte sie das getan. »Er wird es nicht verstehen. Er wird mir nie wieder vertrauen. Sie alle werden mich dafür hassen.«

Ein scharfer Unterton trat in Tornacs Stimme. »Dann waren sie vielleicht gar nicht wirklich deine Freunde.«

Essie konnte den Gedanken nicht ertragen. »Doch, waren sie. Ihr versteht das nicht!« Und sie schlug ungeduldig mit der Faust auf die Armlehne des Stuhls. »Carth ist ... Er ist wirklich nett. Alle mögen ihn und jetzt werden sie mich nicht mehr mögen. Ihr könnt das nicht wissen. Ihr seid eben groß und ... und alt.«

Tornacs Augenbrauen hoben sich erstaunt. »Du wärst vielleicht überrascht, was ich alles weiß. Also, sie werden dich nicht mehr mögen. Was wirst du deswegen unternehmen?«

Essie wollte es nicht sagen, aber die Worte entschlüpften ihr, bevor sie sich eines Besseren besann: »Ich werde weglauen.« Sobald sie begriffen hatte, was sie gesagt hatte, warf sie Tornac einen panischen Blick zu. »Erzählt es meinem Papa nicht, bitte!«

Tornac nahm noch einen Schluck aus seinem Krug und strich sich dann über den Bart. Ihr Plan schien ihn nicht besonders aufzuregen, nicht so, wie er Papa aufregen würde. Stattdessen schien er sie ernst zu nehmen, was Essie gefiel.

»Und wohin würdest du gehen?«, fragte er.

Essie hatte bereits darüber nachgedacht. »Nach Süden, wo es warm ist. Morgen bricht eine Karawane auf. Der Karawanenführer ist öfter hier. Er ist

nett. Ich kann mich hinausschleichen und dann mit ihnen nach Gil'ead reiten.«

Tornac schnippte mit dem Fingernagel gegen seine Gabel. »Und dann?«

Danach wurden die Dinge in Essies Fantasie ein wenig vage, aber sie wusste, was ihr endgültiges Ziel sein würde. »Ich will das Beor-Gebirge besuchen und die Zwerge sehen!«, sagte sie. Der Gedanke war aufregend. »Sie haben unsere Fenster gemacht. Sind sie nicht hübsch?« Sie zeigte darauf.

»Allerdings«, bestätigte Tornac.

»Wart Ihr jemals im Beor-Gebirge?«

»Ja«, antwortete Tornac. »Ein Mal, vor langer Zeit.«

Beeindruckt und mit neu erwachtem Interesse sah Essie ihn an. »Wirklich? Und sind die Berge so hoch, wie alle sagen?«

»So hoch, dass man die Gipfel nicht einmal mehr sehen kann.«

Sie lehnte sich auf ihrem Stuhl zurück und versuchte, sich das vorzustellen. Vor Anstrengung wurde ihr schwindelig. »Wie wunderbar.«

Ein Schnauben entfuhr Tornacs Lippen. »Wenn du außer Acht lässt, dass du mit Pfeilen beschossen wirst, dann ja ... Dir ist doch klar, Essie Siglingstochter, dass Weglaufen deine Probleme hier nicht lösen wird.«

»Natürlich nicht«, entgegnete sie. Sein Hinweis kam ihr sehr überflüssig vor. »Aber wenn ich fortgehe, dann kann Hjordis mich nicht länger piesacken.« Essie verzog das Gesicht.

Tornac machte beinahe den Eindruck, als wolle er lachen. Aber dann nahm er einen weiteren Schluck aus seinem Krug und anschließend wirkte er ernster. »Vielleicht, und das ist nur ein Vorschlag, könntest du versuchen, das Problem zu lösen, statt wegzulaufen.«

»Das Problem kann man nicht lösen«, behauptete sie trotzig.

»Was ist mit deinen Eltern? Ich bin mir sicher, dass sie dich schrecklich vermissen würden. Willst du ihnen wirklich so viel Kummer bereiten?«

Essie verschränkte die Arme vor der Brust. Das Gespräch lief nicht so, wie sie es sich vorgestellt hatte. Tornac war bisher verständnisvoll gewesen. Warum hatte er jetzt auf einmal Einwände? »Sie haben noch meinen Bruder und meine Schwester und Olfa. Er ist erst zwei.« Sie zog einen Schmollmund. »Sie würden mich nicht vermissen.«

»Das bezweifle ich doch stark«, widersprach Tornac. »Außerdem, denk darüber nach, was du bei Hjordis getan hast. Du hast geholfen, das Endlose Gelage zu beschützen. Wenn deine Eltern wüssten, welches Opfer du gebracht hast, wären sie bestimmt sehr stolz auf dich.«

»Na ja«, murmelte Essie wenig überzeugt. »Ohne mich hätte es überhaupt kein Problem gegeben. Ich bin das Problem. Wenn ich weggehe, wird alles gut werden.« Entschlossen griff sie nach dem Kerngehäuse des Apfels und warf es in den großen Kamin.

Ein Wirbel von Funken stieg in den Schornstein hinauf, und sie hörte das Zischen des Wassers, das zu Dampf explodierte.

In übertrieben beiläufigem Ton sagte Tornac: »Was ist das?«

»Was?«, fragte sie.

»Da, auf deinem Arm.«

Essie schaute hin und sah, dass ihr Ärmel hochgerutscht war und die gewundene rote Narbe an ihrem linken Handgelenk den Blicken preisgab. Beschämt zog sie das Bündchen herunter. »Nichts«, murmelte sie.

»Darf ich?«, bat Tornac und streckte die Hand nach ihr aus. Zuerst zögerte Essie. Aber er wirkte so höflich und so selbstsicher, dass sie schließlich nachgab und ihn ihren Arm berühren ließ.

So sanft, wie ihre Mutter es getan hätte, schob ihr Tornac den Ärmel nach oben. Essie wandte den Kopf ab. Sie brauchte die Narbe nicht noch einmal zu sehen – brauchte nicht hinzuschauen, um zu wissen, dass sie den Unterarm entlang bis hinauf zum Ellbogen kroch.

Sie hoffte, dass niemand sonst im Schankraum es mitbekommen würde.

Einen Moment später spürte sie, wie Tornac den Ärmel wieder herunterzog, und er sagte: »Das ... ist eine sehr beeindruckende Narbe. Du solltest stolz darauf sein.«

Verwirrt schaute sie ihn an. »Warum? Sie ist hässlich und ich kann sie nicht ausstehen.«

Ein leises Lächeln umspielte seine Mundwinkel. »Weil eine Narbe bedeutet, dass du überlebt hast. Sie bedeutet, dass du zäh und schwer zu töten bist. Sie bedeutet, dass du *am Leben geblieben* bist. Eine Narbe ist etwas, das man bewundern muss.«

»Ihr irrt Euch«, widersprach Essie. Sie zeigte auf den mit Blauglöckchen bemalten Topf auf dem Kaminsims, den Tante Helna ihnen im letzten Winter geschenkt hatte und der Essie vor einigen Monaten auf den Boden gefallen war. Ein langer Riss führte vom Rand bis zum Boden des Topfes. »Es bedeutet einfach, dass man zerbrochen ist.«

»Ah«, sagte Tornac sanft. »Aber manchmal, wenn man sich sehr anstrengt, kann man einen Bruch heilen, sodass die Stelle danach stärker ist als zuvor.«

Essie hatte ihr Gespräch vorhin besser gefallen. Sie verschränkte die Arme vor der Brust und schob ihre linke Hand in die Achselhöhle. »Hjordis und die anderen verspotten mich deswegen immer«, murmelte sie. »Sie sagen, mein Arm ist rot wie ein Krebs und dass ich deswegen niemals einen Ehemann bekomme.«

»Und was sagen deine Eltern?«

Essie verzog das Gesicht. »Dass das keine Rolle spielt. Aber das ist nicht wahr, oder?«

Tornac legte den Kopf schief. »Nein, das stimmt so wohl nicht. Aber deine Eltern tun ihr Bestes, dich zu beschützen.«

»Sie können mich aber nicht beschützen«, erklärte sie und schnaubte. Sie sah ihn an. Der düstere Ausdruck war in sein Gesicht zurückgekehrt, aber er schien sich nicht gegen sie zu richten. »Habt Ihr irgendwelche Narben?«,

fragte sie.

Er stieß ein freudloses Lachen aus. »O ja.« Er zeigte auf ein kleines weißes Mal an seinem Kinn. »Die hier ist erst einige Monate alt. Ein Freund von mir hat sie mir versehentlich zugefügt, als wir herumgespielt haben, der große Tollpatsch.« Ein Hauch von Zuneigung erhellt Tornacs Miene. Dann fügte er hinzu: »Was ist mit deinem Arm passiert?«

Essie brauchte eine Weile für ihre Antwort. Alles, was sie vor sich sah, war die Küche des Gasthauses an diesem Morgen vor drei Jahren, und alles, was sie hörte, waren die verzweifelten Schreie ihrer Mutter ... »Es war ein Unfall«, murmelte sie. »Ein Topf mit heißem Wasser ist auf meinen Arm gefallen.«

Tornacs Augen wurden schmal. »Er ist einfach so auf dich *draufgefallen*?«

Essie nickte. Sie wollte nicht erwähnen, dass es Papa gewesen war, der sie gestoßen hatte. Aber es war nicht seine Schuld gewesen! Sie war in der Küche umhergerannt und er hatte sie nicht gesehen. Essie wusste, dass er sich deswegen schrecklich fühlte.

»Hm.« Tornac starre ins Feuer, und die Funken und die Glut spiegelten sich in seinen Augen wider.

Essie sah ihn neugierig an. »Woher kommt Ihr?«, fragte sie.

»Von sehr, sehr weit her.«

»Aus dem Süden?«

»Ja, aus dem Süden.«

Sie trat aufgereggt gegen die Beine ihres Stuhls. »Wie ist es denn dort so?« Wenn sie weglaufen wollte, sollte sie wissen, was sie erwartete.

Tornac atmete langsam ein und legte den Kopf in den Nacken, sodass er zur Decke emporschaute. »Das kommt darauf an, wo du hingehst. Es gibt heiße Orte und kalte Orte und Orte, an denen der Wind niemals aufhört zu blasen. Wälder, die scheinbar kein Ende nehmen. Höhlen, die sich bis in die tiefsten Tiefen der Erde erstrecken, und Ebenen voller riesiger Herden roter

Hirsche.«

»Gibt es dort auch Ungeheuer?«, fragte sie.

»Natürlich«, antwortete er und richtete den Blick wieder auf sie. »Ungeheuer gibt es immer. Einige von ihnen sehen sogar aus wie Menschen ... Ich bin selbst von daheim fortgelaufen, musst du wissen.«

»Wirklich?«

Er nickte. »Ich war älter als du. Ja, ich bin weggelaufen. Aber ich bin dem, wovor ich davongelaufen bin, nicht entkommen ... Hör mir zu, Essie. Ich weiß, du denkst, durch Weglaufen würde alles besser werden, aber ...«

»Da bist du ja, Tornac von der Straße«, erklang eine hinterhältige, kriecherische Stimme, bei der sich Essie die Nackenhaare aufstellten. Ein Mann schob sich zwischen den Tischen hindurch auf sie zu. Er war dünn, ging gebeugt und trug einen geflickten Umhang über den Schultern und zerrissene Kleider darunter. Ringe glitzerten an seinen Fingern.

Essie empfand sofort eine Abneigung gegen den Mann. Er roch nach nassem Pelz, und etwas an der Art, wie er sich bewegte und aussah, gab ihr ein ungutes Gefühl.

»Sarros«, begrüßte Tornac ihn, und kurz blitzte Abscheu in seiner Miene auf. »Ich habe auf dich gewartet.«

»Der Fluss ist gefährlich in diesen Tagen«, erwiderte Sarros. Er nahm sich einen freien Stuhl, stellte ihn zwischen Essie und Tornac und setzte sich dann ihnen beiden gegenüber.

Essie bemerkte, dass weitere Männer von der Straße hereingekommen waren. Sechs insgesamt. Es waren raue Kerle, aber sie sahen nicht aus wie Fischer. Sie trugen Felle und Leder und glichen mit ihrem wilden Äußeren den Fallenstellern, die im Frühjahr kamen. Und die ihr Papa oft hinauswerfen musste, weil sie zu viel Ärger machten.

Drüben an der Theke beobachtete ihr Papa die Neuankömmlinge mit argwöhnischer Miene. Er holte seinen mit Leder umwickelten Knüppel

hervor und legte ihn als stumme Warnung neben seinen Wischlappen. Der Anblick beruhigte Essie. Sie hatte erlebt, wie er mit einigen wohlplatzierten Hieben selbst die gemeinsten Trunkenbolde unschädlich gemacht hatte.

Sarros zeigte mit einem langen, dreckigen Finger auf sie. »Wir haben Geschäftliches zu besprechen. Schick die Kleine weg.«

»Ich habe nichts zu verbergen«, antwortete Tornac ruhig. »Sie kann bleiben.« Er sah sie an. »Falls du Interesse hast. Du könntest auf diese Weise vielleicht etwas Nützliches über die Welt lernen.«

Essie machte sich auf ihrem Sitz ganz klein, aber sie ging nicht. Tornacs Worte machten sie neugierig. Außerdem konnte sie aus irgendeinem Grund nicht anders, sie musste an die bösen Omen von vorher denken, und sie hatte das Gefühl, dass Tornac etwas Schreckliches zustoßen würde, wenn sie ihn allein ließ.

Sarros stieß ein lang gezogenes Zischen aus und schüttelte den Kopf. »Töricht, Wanderer. Aber wie du willst. Ich werde nicht mit dir streiten, selbst wenn du dich auf den Kopf stellst.«

Ein stählernes Glitzern erschien in Tornacs Augen. »Nein, das wirst du nicht. Also, verrate mir, was du gefunden hast. Es sind drei Monate vergangen und ...«

Sarros wedelte mit einer Hand. »Ja, ja. Drei Monate. Ich habe es dir doch gesagt, der Fluss ist gefährlich. Aber ich habe eine Spur von dem gefunden, wonach du suchst. Besser noch, ich habe *das hier* gefunden ...« Aus dem Lederbeutel an seinem Gürtel holte er einen faustgroßen schwarzen Brocken hervor und knallte ihn auf den Tisch.

Essie beugte sich vor, genau wie Tornac.

Es war ein Stein, aber in der Tiefe leuchtete er, was ihn von allen anderen Steinen unterschied, die Essie je gesehen hatte. Als sei in der Mitte ein Stück schwelende Kohle versteckt. Sie schnupperte und rümpfte dann die Nase. Igitt! Er stank so abscheulich wie ein faules Ei.

Tornac betrachtete den Stein, als sei er sich nicht sicher, ob er auch wirklich existiere. »Was genau ist das?«

Sarros zog die Schultern hoch wie die Reiher am Hafen. »Ich habe nur den Schatten eines Verdachts. Aber du suchst das Ungewöhnliche, das, was nicht hierhergehört, und das da fällt irgendwie aus dem Rahmen.«

»Waren da noch mehr, oder ...?«

Sarros nickte. »Das hat man mir gesagt. Ein ganzes Feld voller solcher Steine.«

»Schwarz und verbrannt?«

»Wie von Feuer versengt, aber ohne eine Spur von Flamme oder Rauch.«

Essie fragte: »Woher habt Ihr das?«

Sarros lächelte hinterlistig und sie konnte seine spitz gefeilten Zähne sehen. Der Anblick ekelte sie mehr, als er ihr Angst machte. »Nun, nun, das ist der springende Punkt, Kleine. Ja, in der Tat.«

Tornac wollte nach dem Stein greifen, doch Sarros streckte schnell die Hand über den leuchtenden Brocken und hielt ihn zwischen seinen Fingern gefangen. »Nein«, sagte er. »Münzen zuerst, Wanderer.«

Tornac presste die Lippen aufeinander und förderte dann einen kleinen Lederbeutel unter seinem schweren Umhang zutage. Das Klinnen von Metall ertönte, als er den Beutel auf den Tisch legte.

Sarros' Lächeln wurde breiter. Er zog die Schnur des Beutels auf und Essie erkannte einen gelben Glanz darin. Sie schnappte scharf nach Luft. *Gold!* Sie hatte noch nie im Leben auch nur eine Krone gesehen.

»Die Hälfte jetzt«, erklärte Tornac, »und den Rest, wenn du mir sagst, wo du das da gefunden hast.« Er stieß mit der Fingerspitze nach dem Stein.

Ein seltsam erstickter Laut kam von Sarros. Essie brauchte einen Moment, um zu begreifen, dass der Mann lachte. Dann sagte er: »O nein, Wanderer. Wirklich nicht. Ich denke, stattdessen solltest du uns den Rest deiner Münzen gleich geben. Dann lassen wir dich vielleicht deinen Kopf behalten.«

Auf der anderen Seite des Raums ließen die in Felle gehüllten Männer die Hände unter die Umhänge gleiten und Essie entdeckte halb versteckt unter den Fellen die Griffen von Schwertern.

Essie sah panisch zu ihrem Vater hinüber. Ein Gast hatte ihn abgelenkt: Einer der Hafenarbeiter lehnte an der Theke und plauderte munter drauflos. Sie öffnete den Mund und wollte gerade zu einem Warnschrei ansetzen, als Sarros ein Messer mit einer dünnen Klinge zückte und es ihr an die Kehle drückte.

»Oh nein«, murmelte er. »Kein Pieps von dir, Kleine, sonst schlitze ich dir die Kehle der Länge nach auf.«

Vor Angst war Essie wie zu Eis erstarrt. Sie konnte kaum atmen, so sehr fürchtete sie sich vor der rasiermesserscharfen Schneide, die ihre Haut berührte, kalt und tödlich. Plötzlich schienen all ihre bisherigen Sorgen überhaupt nicht mehr wichtig zu sein. Papa konnte sie retten – sie war überzeugt, dass er es konnte –, aber nur dann, wenn er bemerkte, dass sie in Schwierigkeiten steckte. Sie schaute immer wieder zur Theke und hoffte, dass ihr Papa ihre Gedanken irgendwie spüren würde.

Der Ausdruck in Tornacs Augen wurde noch härter, aber davon abgesehen blieb er so ruhig wie zuvor. »Warum der plötzliche Gesinnungswandel, Sarros? Ich zahle dir gutes Geld.«

»Jaaa. Das ist genau der Punkt.« Sarros beugte sich weiter vor und zog die Lippen auseinander. Sein Atem stank nach fauligem Fleisch. »Wenn du bereit bist, so viel für Andeutungen und Gerüchte zu bezahlen, dann musst du mehr Münzen als Verstand haben. *Viel* mehr Münzen.«

Essie erwog, ihm gegen das Schienbein zu treten, aber sie hatte zu große Angst vor dem Messer.

Eine Falte bildete sich auf Tornacs Stirn und sie hörte ihn leise fluchen. Dann sagte er: »Einen solchen Kampf möchtest du nicht. Verrate mir den Ort, nimm das Gold, das dir zusteht, und niemand muss zu Schaden

kommen.«

»Was für ein Kampf?«, fragte Sarros und lachte hämisch. »Du hast kein Schwert bei dir. Wir sind zu siebt und du bist allein. Die Münzen gehören uns, ob du willst oder nicht.« Essie wurde starr, als der Stahl in ihren Hals schnitt, ein blendend heller Schmerz. »Siehst du?«, fuhr Sarros fort. »Ich mache dir die Entscheidung leicht, Wanderer. Rück den Rest Gold heraus oder die Kleine hier bezahlt mit ihrem Blut.«

Essie hielt den Atem an und beobachtete Tornac. Ein Teil von ihr erwartete, dass er einen versteckten Dolch hervorziehen und etwas Riskantes und Heldenhaftes tun würde. Er schien diese Art Mann zu sein. Ein Teil von ihr hoffte, dass er sie retten würde.

Stattdessen sprach Tornac einfach nur einen Satz seltsamer Worte.

Die Luft vor ihm schien zu erzittern, aber sonst geschah nichts. Essie hatte keine Ahnung, was er damit erreichen wollte, aber es half auf jeden Fall nichts.

Sarros lachte abermals. »Töricht. Sehr töricht.« Mit seiner freien Hand zog er ein Vogelschädelamulett unter dem Wams hervor. »Siehst du das hier, Wanderer? Bachel, die Hexe, hat für jeden von uns ein Amulett mit einem Zauber belegt. Deine magischen Machenschaften werden dir jetzt nichts mehr helfen. Wir sind gegen alles Böse geschützt.«

»Tatsächlich?«, fragte Tornac. Und dann sprach er ein Wort, das wie eine Glocke tönte und in dem Essie alle erdenklichen Bedeutungen zu hören glaubte. Doch als sie versuchte, sich auf das Wort selbst zu besinnen, hatte sie keine Erinnerung mehr daran.

Eine dumpfe Stille folgte. Alle im Schankraum schauten zu Tornac hinüber, viele der Gäste wirkten benommen, als seien sie gerade aus einem Traum erwacht.

Magie! Essie riss die Augen auf. Sie war so erstaunt, dass sie ihre Angst beinahe vergaß. Niemand durfte heutzutage mehr Magie benutzen, es sei

denn, man hatte die Erlaubnis der Du Vrangr Gata, der Magier der Königin. Essie hatte schon immer die Art Magie erleben wollen, von denen die alten Geschichten erzählten.

Trotz des mächtig tönen Wortes schien Sarros unbeeindruckt zu sein und zum ersten Mal wirkte Tornac beunruhigt.

»Essie!«, rief ihr Papa. Er schnappte sich seinen Knüppel und sprang über die Theke. »Lass sie sofort los!« Bevor er mehr als einen Schritt machen konnte, stürzten sich zwei der in Felle gehüllten Männer auf ihn und schlugen ihn zu Boden. Ein dumpfes Geräusch war zu hören, als einer von ihnen ihren Papa mit dem Knauf seines Schwertes am Kopf traf.

Er stöhnte und ließ den Knüppel fallen.

Niemand sonst wagte es, sich zu rühren.

»Papa!«, heulte Essie. Wäre das Messer an ihrer Kehle nicht gewesen, sie wäre zu ihm gestürzt. Noch nie hatte sie ihren Vater einen Kampf verlieren sehen und sein Anblick auf dem Boden nahm ihr das letzte bisschen Zuversicht.

Wieder lachte Sarros, jetzt lauter als zuvor. »Deine Tricks werden dir nicht helfen, Wanderer. Kein Zauber ist so stark wie der von Bachel. Keine Magie geht tiefer.«

»Vielleicht hast du recht«, sagte Tornac. Er wirkte wieder ganz ruhig, was Essie nicht verstand. Er griff nach der Gabel und spielte damit herum. »Nun denn. Offensichtlich habe ich keine andere Wahl.«

»Wirklich gar keine«, bestätigte Sarros selbstgefällig.

Essies Mama erschien in der Tür zur Küche und wischte sich die Hände an ihrer Schürze ab. »Was ist denn hier ...«, begann sie. Dann sah sie Sarros mit dem Messer und Papa, der auf dem Boden lag, und erbleichte.

»Mach keinen Ärger, sonst stechen wir deinen Mann ab«, drohte einer der in Felle gekleideten Schurken und deutete mit seiner Klinge auf ihren Papa.

Während alle anderen von Mama abgelenkt waren, sah Essie Tornacs

Lippen zucken, als spreche er lautlos, und wie eine Flamme kräuselte sich die Gabel einmal der Länge nach.

Wenn sie auch nur geblinzelt hätte, wäre es ihr entgangen.

Sarros schlug auf den Tisch. »Genug gequasselt. Deine Münzen, sofort!«

Tornac legte den Kopf schief und griff – mit der linken Hand – erneut unter seinen Umhang. Erst saß er da und wirkte entspannt. Dann bewegte er sich plötzlich so schnell, dass Essie es gar nicht in allen Einzelheiten mitbekam. Sein Umhang wirbelte durch die Luft und sandte einen Windstoß in ihr Gesicht. Seine Gabel fuhr wie ein Blitz über den Tisch, und sie hörte ein helles Klicken, als die Gabel das Messer aus Sarros' Griff schlug und es gegen die Holzwand knallen ließ.

Tornac saß mit ausgestrecktem Arm da, drückte Sarros die Zinken der Gabel unters Kinn und kitzelte ihn damit. Der Mann mit den angespitzten Zähnen schluckte. Schweiß überzog sein Gesicht.

Essie wagte es immer noch nicht, sich zu bewegen. Sarros' Hand hing neben ihrem Hals in der Luft, die Finger gespreizt, als wolle er ihr die Kehle aufreißen.

»Und doch«, sagte Tornac, »kann nichts an deinem Zauber mich daran hindern, Magie auf etwas anderes anzuwenden. Wie diese Gabel zum Beispiel.« Ein wölfischer Glanz erschien in seinen Augen, als er die Zinken tiefer in Sarros' Fleisch drückte. »Denkst du wirklich, ich brauche ein Schwert, um dich zu besiegen, du aufgeschwollener Sack Dreck?«

Sarros zischte. Dann stieß er Essie auf Tornacs Schoß, sprang zurück und warf dabei seinen Stuhl um.

Essie fiel zu Boden. Voller Angst kroch sie auf Händen und Füßen zwischen den Tischen zu ihrer Mama. Um sie herum brach ein wilder Tumult aus, alle schrien durcheinander, es polterte, und Krüge zerbrachen.

Ihre Mutter sagte nichts, stellte sich nur schützend vor Essie und packte einen Stuhl, den sie vor sich hielt wie eine Waffe oder einen Schild.

Der Raum hatte sich in ein Meer schubsender und stoßender Körper verwandelt, weil alle so schnell wie möglich das Weite suchen wollten. Die sechs in Felle gekleideten Männer hatten ihre Schwerter gezogen und versuchten, Tornac am Kamin in die Enge zu treiben. Aber Tornac ließ das nicht zu. Er hatte den Mantel abgeworfen und bewegte sich durch den Raum wie eine Katze auf der Jagd. Sarros hatte sich in eine Ecke zurückgezogen und schrie: »Schneidet ihn in Stücke! Tötet ihn! Stecht ihm den Wanst auf, bis die Gedärme herausquellen.«

Der ihm nächste Schwertkämpfer stürmte auf Tornac zu und schwang seine Klinge. Tornac wehrte den Hieb mit der Gabel ab, dann machte er einen Satz nach vorn und grub dem Mann die Gabel in die Brust.

Essie hatte am Ende der Erntezeit jede Menge Raufereien mit angesehen, aber das hier war etwas ganz anderes als alle bisher hier ausgetragenen Streitereien zwischen betrunkenen Arbeitern. Es war viel schlimmer: nüchterne Männer, die versuchten, einander in offenem Kampf umzubringen. Und deshalb machte es ihr auch viel mehr Angst.

Sie hielt nach ihrem Vater Ausschau und sah, wie er in Richtung Theke kroch, um sich dort in Sicherheit zu bringen. Blut tropfte aus einer Wunde an seiner Schläfe. »Papa!«, rief sie, aber er hörte sie nicht.

Drei andere von Sarros' Männern griffen Tornac an. Alle drei stießen und hieben mit ihren Schwertern drauflos, ohne sich im Geringsten abzustimmen.

Tornac schnappte sich einen Stuhl und schlug ihn mit einer Hand dem Mann zu seiner Linken über den Schädel. Gleichzeitig parierte er mit der Gabel die Angriffe der beiden anderen Rohlinge. Er wehrte Hieb um Hieb ab und ließ nicht zu, dass sie seine Deckung durchbrachen. Die Männer hatten mit ihren Schwertern den Vorteil einer größeren Reichweite, aber Tornac wich ihren Klingen geschickt aus und kam immer wieder nah genug an sie heran. Man konnte seiner Hand gar nicht so schnell folgen, wie er mit der Gabel zustach: ein, zwei, drei, vier tiefe Stiche, die die Männer zu Boden

gehen ließen, wo sie stöhnend liegen blieben.

Auf der anderen Seite des Raums erreichte Essies Papa die Theke und zog sich auf die Füße. Er hielt noch immer den Knüppel in der Hand, aber der mit Leder umwickelte Stock schien nutzlos im Vergleich zu den blitzenden Schwertern.

»Essie«, sagte Mama mit gepresster Stimme. »Olfa ist in der Küche. Ich möchte, dass du zu ihm gehst ...«

Bevor sie ihren Satz zu Ende bringen konnte, kam einer von Sarros' Männern auf sie zugerannt. In einer Hand hielt er einen Streitkolben, den er gegen den Stuhl schwang, den Mama vor sich hielt.

Der Aufprall riss Mama den Stuhl aus den Händen und er zerbrach.

Essie hatte sich noch nie so klein und hilflos gefühlt wie in diesem Moment. Papa war zu weit weg, um ihnen zu helfen, und Mama konnte nichts tun, um den in Felle gekleideten Mann aufzuhalten, als er mit dem Schwert in seiner anderen Hand ausholte ...

Dann hörte sie ein dumpfes Knacken.

Die Augen des Mannes verdrehten sich, bis nur noch das Weiß darin zu sehen war. Dann brach er zusammen und Essie sah die Gabel in seinem Hinterkopf stecken.

Tornac hatte sie vom anderen Ende des Schankraums aus geworfen.

Sarros und sein letzter verbliebener Mann versuchten, den jetzt waffenlosen Tornac in die Zange zu nehmen. Bevor sie nah genug herankommen konnten, trat Tornac Sarros' Gefolgsmann einen Tisch in den Bauch, und als dieser stolperte, sprang er ihn an und schlug ihm den Kopf auf den Boden.

Sarros fluchte und floh zur Tür. Doch bevor er sich von Tornac abwandte, warf er eine Handvoll glitzernder Kristalle in dessen Richtung.

Wieder sprach Tornac ein Wort. Auf seinen Befehl begannen die Kristalle in der Luft zu kreisen und flogen dann in die Flammen des Feuers. Es

knackte laut und eine Glutfontäne sprühte über den steinernen Herd.

Bevor Sarros die Tür erreichen konnte, holte Tornac ihn ein. Er packte Sarros von hinten am Wams und hob den Mann mit erstaunlicher Kraft vom Boden hoch bis weit über seinen Kopf. Dann ließ er ihn auf die hölzernen Bodendielen krachen.

Sarros brüllte vor Schmerz und umklammerte seinen unnatürlich verdrehten linken Ellbogen.

»Essie«, rief ihre Mama. »Bleib hinter mir.«

Essie hatte nicht vor, irgendetwas anderes zu tun.

Die wenigen verbliebenen Gäste wichen vor Tornac zurück, der Sarros nun einen Fuß auf die Brust stellte. »Also, du Bastard«, knurrte er. »Wo hast du diesen Stein gefunden?«

Essies Papa kam von der Theke durch den Raum zu ihrer Mama und ihr getaumelt. Beide sagten nichts, aber Mama legte einen Arm um Papa und er genauso um sie.

Ein gurgelndes Lachen kam von Sarros. In seiner Stimme schwang ein irrer Unterton mit, der Essie an Waeric erinnerte, den Wahnsinnigen, der an der Mühle unter der Brücke lebte. Sarros fuhr sich mit der Zunge über seine angespitzten Zähne und erwiderte: »Du weißt nicht, wonach du suchst, Wanderer. Du bist mondsüchtig und deine Nase trägt dich. Der Schläfer regt sich, und du und ich, wir sind nur Ameisen, die darauf warten, zerquetscht zu werden.«

»Der Stein«, stieß Tornac zwischen zusammengebissenen Zähnen hervor.
»Wo ...?«

Sarros' Stimme wurde noch höher und er verfiel in ein wahnsinniges Kreischen. »Du verstehst nicht. Die Träumer! Die Träumer! Sie kriechen in deinen Kopf und sie verdrehen dir die Gedanken. Ahh! Sie verdrehen sie ganz und gar.« Er begann, um sich zu schlagen, und trommelte mit den Fersen auf den Boden. Gelber Schaum warf an seinen Mundwinkeln

Bläschen. »Sie werden dich holen, Wanderer, und dann wirst du sehen. Sie werden ...« Seine Stimme verklang zu einem heiseren Krächzen und nach einer letzten Zuckung erstarrte er.

Einen Moment lang regte sich niemand im Schankraum.

Aller Augen waren auf Tornac gerichtet, der nun Sarros das Amulett vom Hals riss, seinen Umhang aufhob und zu dem Tisch am Feuer zurückkehrte. Er steckte den Stein mit dem inneren Leuchten ein, griff nach seinem Beutel mit Münzen und hielt dann nachdenklich inne.

Er ließ den Beutel in seiner Hand auf und ab hüpfen und trat zu ihren Eltern, die schützend vor Essie standen.

»Bitte ...«, sagte ihr Papa. Essie hatte ihn noch nie so verzweifelt gehört und vom Klang seiner Stimme bekam sie scheußliche Bauchschmerzen. Vor allen Dingen machte seine Angst ihr klar, dass die Welt viel furchteinflößender war, als sie bisher gedacht hatte. Ihr Zuhause hatte sich für Essie immer wie ein sicherer Ort angefühlt, aber das war vorbei. Weder ihr Vater noch ihre Mutter konnten sie beschützen, nicht gegen Schwerter und sicher nicht gegen Magie.

»Ich entschuldige mich für die Unannehmlichkeiten«, sagte Tornac. Er stank nach Schweiß und sein Leinenhemd war vorn mit Blut bespritzt. Trotzdem wirkte er wieder ganz ruhig. »Hier, das sollte Euch für alles entschädigen.« Er streckte den Beutel aus und nach einem kurzen Zögern nahm ihr Papa ihn entgegen.

Papa leckte sich über die Lippen. »Die Wache wird gleich hier sein. Wenn Ihr hinten rausgeht ... könnt Ihr es ungesehen bis zum Tor schaffen.«

Tornac nickte. Dann kniete er sich hin und zog die Gabel aus dem Kopf des Schurken, der vor ihnen auf den Dielen lag. Essie wich zurück, als Tornac sie direkt ansah. »Manchmal«, sagte er zu ihr, »muss man aufstehen und kämpfen. Manchmal kommt Weglaufen nicht infrage. Verstehst du das jetzt?«

»Ja«, flüsterte Essie.

Tornac richtete seine Aufmerksamkeit auf ihre Eltern. »Eine letzte Frage: Seid Ihr auf das Wohlwollen der Steinmetzgilde angewiesen, um dieses Gasthaus zu betreiben?«

Eine Falte der Verwirrung erschien auf der Stirn von Essies Vater. »Nein, nicht unbedingt. Warum?«

»Das dachte ich mir«, entgegnete Tornac. Dann hielt er Essie die Gabel hin. Sie sah vollkommen sauber aus, ohne auch nur einen Tropfen Blut darauf. »Ich schenke dir die hier. Sie ist mit einem Zauber versehen, der verhindert, dass sie bricht. Wenn Hjordis dich noch einmal ärgert, pikse sie ordentlich damit, und sie wird dich in Ruhe lassen.«

»Essie«, murmelte Mama mit leiser, warnender Stimme.

Aber Essie hatte ihre Entscheidung bereits getroffen. Tornac hatte recht: Weglaufen war nicht immer die Lösung. Und das war noch nicht alles. Ihr Zuhause mochte sicherer sein als jeder andere Ort, aber sie konnte sich nicht darauf verlassen, dass ihre Eltern alle Gefahren abwehrten. Das hatte der Kampf im Schankraum bewiesen. Ihre einzige Möglichkeit bestand darin zu lernen, sich selbst und ihre Familie zu verteidigen.

Sie nahm die Gabel entgegen. »Danke«, sagte sie ernst.

»Alle guten Waffen verdienen einen Namen«, erwiderte Tornac. »Vor allem magische. Wie würdest du die hier nennen?«

Essie dachte kurz nach, dann antwortete sie: »Herrn Stich!«

Ein breites Lächeln erschien auf Tornacs Gesicht und alle Spuren von Schatten verschwanden aus seiner Miene. Er lachte ein lautes, herzliches Lachen. »Herr Stich. Das gefällt mir. Sehr passend. Möge Herr Stich dir immer Glück bringen.«

Und Essie lächelte ebenfalls. Die Welt war groß und Furcht einflößend, aber jetzt hatte sie eine magische Waffe. Jetzt hatte sie Herrn Stich! Wenn sie Hjordis damit stach, würde Carth ihr vielleicht verzeihen. Essie konnte den

empörten Ausdruck auf Hjordis' Gesicht direkt vor sich sehen ...

Dann fragte ihre Mama: »Wer ... wer seid Ihr wirklich?«

»Einfach jemand, der nach Antworten sucht«, sagte Tornac.

Essie dachte, dass er jetzt gehen würde, aber stattdessen überraschte er sie und legte ihr eine Hand auf den Arm. Er sprach Worte, die sie nicht verstand, und sie spürte sie tief im Innern, als hätte er an einer Saite gezupft, die an ihren Knochen befestigt war.

»Lasst sie in Ruhe!«, rief Papa und zog Essie weg, aber Tornac war bereits an ihnen vorbeigegangen, und sein Umhang breitete sich hinter ihm aus wie ein dunkler Flügel. Als seine Schritte hinter dem Haus verklangen, strichen sowohl ihre Mama als auch ihr Papa ihr über Kopf und Arme, um zu sehen, ob mit ihr alles in Ordnung war. »Tut dir irgendetwas weh?«, fragte Mama. »Was hat er mit dir gemacht? Bist du ...«

»Es geht mir gut«, unterbrach Essie sie, obwohl sie sich ganz und gar nicht sicher war. »Ich, ah!« Ein brennendes, kribbelndes Gefühl schoss ihr durch den linken Arm und sie schrie vor Schmerz auf. Es fühlte sich an, als würde sie von Hunderten von Ameisen gebissen.

Sie riss an ihrem Ärmel, zog ihn zurück und sah ...

... dass die lange, faltige Narbe sich glättete und zu normaler, gesunder Haut verblasste. Die Narbe schrumpfte und schrumpfte, bis nur noch ein kleines rotes S übrig war. Sie verschwand nicht ganz. Das S blieb als eine Erinnerung an vergangenen Schmerz – daran, dass sie überlebt hatte.

Essie starrte auf ihren Arm und konnte es kaum glauben. Sie berührte die neue Haut, dann sah sie ihre Eltern an. Diesmal gab sie sich keine Mühe, die Tränen zurückzuhalten, die ihr über die Wangen liefen.

»Oh, Essie«, murmelte ihr Papa mit vor Rührung belegter Stimme, und er und ihre Mama zogen sie in eine liebevolle Umarmung.

Draußen hinter dem Endlosen Gelage hob Murtagh den Kopf und nahm einen tiefen Zug von der Abendluft. Zart wie Blütenblätter fielen die Schneeflocken ringsum und die ganze Stadt wurde still und ruhig unter der tief hängenden grauen Wolkenschicht.

Sein Herz hämmerte; es schlug nach dem Kampf in der Taverne immer noch nicht langsamer. *Wie dumm von ihm.* Er hätte wissen müssen, dass es Probleme geben würde, wenn er so viel Gold ausgab. Es war ein Fehler, den er nicht noch einmal machen würde.

Wie lange war es her, seit er das letzte Mal einen Mann getötet hatte? Über ein Jahr. Zwei Banditen hatten ihn überfallen, als er eines Abends auf dem Rückweg zum Lager gewesen war. Törichte, ungebildete Rüpel, die nicht den Hauch einer Chance gehabt hatten, ihn zu überwältigen. Er hatte sich aus einem Reflex heraus gewehrt, und als ihm klar wurde, was passierte, hatten die beiden Unglücklichen bereits vor ihm auf dem Boden gelegen. Er erinnerte sich noch immer an das Wimmern, das einer der Jungen von sich gegeben hatte, kurz bevor er gestorben war ...

Murtagh verzog das Gesicht. Manche Leute lebten ein ganzes Leben, ohne zu töten. Er fragte sich, wie das wohl war.

Ein Blutstropfen – nicht sein eigener – rann ihm über den Handrücken. Angewidert wischte Murtagh ihn an der Hauswand ab. Die Splitter aus der Holzwand machten ihm weniger zu schaffen als das getrocknete Blut.

Obwohl er von Sarros nicht erfahren hatte, woher der merkwürdige Stein stammte, wusste er jetzt zumindest, dass der Ort, den er suchte, tatsächlich existierte. Das Wissen bereitete ihm Unbehagen. Eine Enttäuschung wäre ihm in diesem Fall bei Weitem lieber gewesen. Was immer an Wahrheit unter dem Feld geschwärzter Erde verborgen lag, er bezweifelte, dass es etwas Gutes oder Angenehmes kundtun würde. Das Leben war niemals so einfach. Und wer waren die Träumer, die Sarros erwähnt hatte? Immer neue Rätsel ...

Ein fragender Gedanke erreichte ihn vom Rand Ceunons: Dorn sorgte sich

um seine Sicherheit.

Es geht mir gut, übermittelte Murtagh ihm. *Nur ein wenig Ärger.*

Muss ich kommen?

Das denke ich nicht, aber halte dich für den Fall des Falles bereit.

Immer.

Auch nachdem Dorn wieder verstummt war, spürte Murtagh weiterhin seine Wachsamkeit und die allgegenwärtige Verbindung zu ihm: eine tröstende Nähe, die zu der einen unveränderlichen Konstante ihres Lebens geworden war.

Er machte sich auf den Weg durch die Gasse. Zeit, zu verschwinden. Die Stadtwache würde bald eintreffen, um den Krawall in dem Gasthaus zu untersuchen, und er hatte schon lange genug herumgetrödelt.

Eine flüchtige Bewegung hoch über ihm erregte seine Aufmerksamkeit.

Murtagh blieb stehen und hob den Blick. Zuerst war er sich nicht sicher, was er sah.

Von der Unterseite der von den Lichtern der Stadt erhellten Wolken herab kam ein kleines Schiff aus Gras herangesegelt, nicht mehr als ein oder zwei Handspannen lang. Rumpf und Segel waren aus ineinander verwobenen Halmen, Mast und Bäume aus Stängeln.

Keine Mannschaft – wenn auch noch so winzig – war zu sehen. Das Schiff bewegte sich wie von selbst, angetrieben und instand gehalten von einer unsichtbaren Macht. Es umkreiste ihn zweimal und er sah einen winzigen Wimpel über dem ebenfalls winzigen Krähennest flattern.

Dann drehte das Schiff nach Westen ab und verschwand in den herabfallenden Schneeflocken, ohne irgendeine Spur seiner Existenz zu hinterlassen.

Murtagh lächelte. Er konnte nicht anders. Er wusste nicht, wer das Schiff gemacht hatte oder was es bedeutete, aber die Tatsache, dass etwas so Wundersames, so Einzigartiges existierte, erfüllte ihn mit ungewohntem

Glück.

Er dachte daran zurück, was er dem Mädchen, Essie, gesagt hatte. Vielleicht sollte er sich seinen eigenen Rat zu Herzen nehmen. Vielleicht war es an der Zeit, nicht länger wegzulaufen und zu alten Freunden zurückzukehren.

Die Aussicht darauf löste in Murtagh eine Flut widersprüchlicher Gefühle aus. Wo immer er aufgetaucht war, hatte er die Gehässigkeit in den Stimmen der Leute bemerkt, wenn sie seinen Namen aussprachen. Ganz gleich, wie energisch Eragon oder Nasuada ihn in der Öffentlichkeit verteidigen mochten, es gab nur wenige, die ihm nach seinen Taten in Galbatorix' Dienst noch vertrauen würden. Es war bitter und ungerecht, aber eine Tatsache – damit hatte er sich schon vor langer Zeit abfinden müssen.

Deswegen hatte er sein Gesicht verborgen und seinen Namen geändert. Deswegen hielt er sich an den Grenzen des besiedelten Landes auf und reiste niemals an Orte, wo ihn möglicherweise jemand kannte. Und auch wenn die Zeit allein sowohl ihm als auch Dorn gutgetan hatte, war das nicht die Art, wie er den Rest des Lebens verbringen wollte. Also fragte er sich abermals, ob vielleicht der Augenblick gekommen war, umzukehren und sich seiner Vergangenheit zu stellen.

Aber zuerst ... Murtagh blickte auf den Gegenstand hinab, den er in der Hand hielt: das Vogelschädelamulett, das er Sarros vom Hals gerissen hatte.

Mit welcher Art von Zauber war es belegt worden, der dem Namen der Namen widerstand? Magie ohne Worte war wild und gefährlich, und es gab wenige Zauberer, die mutig oder töricht genug waren, damit herumzupfuschen. Er selbst hatte nicht gewagt, dergleichen im Endlosen Gelage zu benutzen, nicht mit so vielen unbeteiligten Zuschauern in der Nähe.

Bevor er irgendetwas anderes tat, beschloss Murtagh, würde er Bachel, die Hexe, finden und ihr einige Fragen stellen. Die Antworten würden, so

vermutete er, überaus interessant sein.

III.



Die Halle der Farben

Es war Nacht, als Eragon zu sich kam, und die Halle der Farben wurde nur noch von den flammenlosen Laternen an den Wänden und dem Leuchten der Eldunaráí selbst erhellt.

Er saß da und starnte auf den Boden, während er seine Gedanken ordnete. Ein Lächeln breitete sich auf seinem Gesicht aus. *Murtagh!* Eragon hatte nichts mehr von seinem Halbbruder gehört, seit sie sich nach dem Tod von Galbatorix vor den Toren von Urû'baen, jetzt wieder Ilirea, getrennt hatten. Gerüchte über einen roten Drachen, den man hier oder dort in Alagaësia hatte fliegen sehen, waren die einzigen Hinweise darauf gewesen, dass Murtagh noch lebte. Es war schön zu wissen, dass es ihm gut ging – oder zumindest besser als zuvor.

Er verdient es, glücklich zu sein, ging es Eragon durch den Kopf.

Dann hielt er inne, um über den Gegenstand von Murtaghs Suche nachzudenken, ebenso wie über Bachel, die Hexe. Beides machte ihm Sorgen, denn es erinnerte Eragon daran, wie wenig er immer noch über Alagaësia und seine Bürger wusste. Ignoranz war ein Fehler, den er sich nicht mehr leisten konnte. Nur zu leicht konnte sie sich als fatal für jene erweisen, die er und Saphira zu beschützen geschworen hatten.

Er hoffte, dass Murtagh vorsichtig sein würde. Wo immer er hinging, Eragon war davon überzeugt, dass es extrem gefährlich werden würde. Murtagh war sehr erfahren, aber er war nicht unverwundbar. Das war niemand.

Eragon dachte noch einmal an den Rat, den Murtagh Essie gegeben hatte: »Manchmal muss man aufstehen und kämpfen. Manchmal kommt Weglaufen nicht infrage.« Und Eragon wusste nun auch, warum die Drachen ihm gerade

diese Vision gezeigt hatten.

Sein Lächeln kehrte zurück und er atmete aus. Wenn ein Mädchen wie Essie tapfer sein und sich den Widrigkeiten ihres Lebens stellen konnte, dann konnte er das auch – und zwar, ohne sich zu beklagen. Dafür war er schließlich ein Drachenreiter.

Außerdem war keins der Probleme, mit denen er sich herumzuschlagen hatte, auch nur halb so unangenehm oder abschreckend wie diese gemeine Hjordis. Eragon grinste und schüttelte den Kopf, dankbar, dass er nicht derjenige war, der sich mit diesem verzogenen Mädchen abgeben musste.

Hat dir das geholfen?, fragte Glaedr.

Eragon nickte, auch wenn der Drache es nicht sehen konnte, stand auf und streckte die schmerzenden Beine aus. *Ja. Es hat mir geholfen. Ich danke dir, Ebrithil ... Euch allen, ich danke euch.*

Ein Chor von Stimmen erscholl zur Antwort: *Gern geschehen, Küken.*

Eines Tages würden die Drachen ihn nicht länger als ein unerfahrenes Küken betrachten, aber heute war nicht dieser Tag. Mit einem schiefen Lächeln verließ Eragon sie und stieg die restlichen Stufen zum Drachenhorst hinauf.

Draußen leuchteten die Sterne kalt auf den Arngor und das Land darunter herab. Der Anblick erinnerte Eragon an das Grasschiff, das Murtagh gesehen hatte – genau das Schiff, das Arya eines Nachts gemacht hatte, als sie zusammen am Feuer saßen. Arya hatte ihm damals geholfen, zu Fuß aus dem Reich zu fliehen. Das war auch die Nacht gewesen, in der einige wilde kugelförmige Geisterwesen aus der Dunkelheit aufgetaucht waren und eine Lilie in eine Blume aus lebendigem Gold verwandelt hatten.

Arya hatte das Schiff mit einem Zauber versehen, der es Energie aus Pflanzen in seiner Umgebung ziehen ließ, damit es immer in der Luft bleiben konnte und das Gras, aus dem es gemacht war, niemals welk wurde. Es machte Eragon froh, zu wissen, dass das Schiff noch unterwegs war und auf

wechselnden Winden durch Alagaësia segelte, und er fragte sich, was es auf seiner Reise alles gesehen haben mochte. Das war nur ein weiteres Rätsel unter so vielen.

Saphira wartete auf ihn, zusammengerollt in ihrem Nest. Sie öffnete ein Auge, als Eragon sich auszog und unter ihren Flügel kroch. *Und?*, fragte sie.

»Du hattest recht«, sagte Eragon, als er es sich in der Wärme an ihrem Bauch gemütlich machte. »Ich habe eine Pause gebraucht.«

Ein tiefes Summen bildete sich in ihrer Brust. *Du bist viel netter, wenn du nicht fauchst wie ein wütender Fuchs.*

Er lachte. »Stimmt.« Dann teilte er die Vision der Eldunari mit ihr.

Anschließend bemerkte sie: *Ich fände es schön, wenn Murtagh und Dorn zu uns kämen und bei uns blieben.*

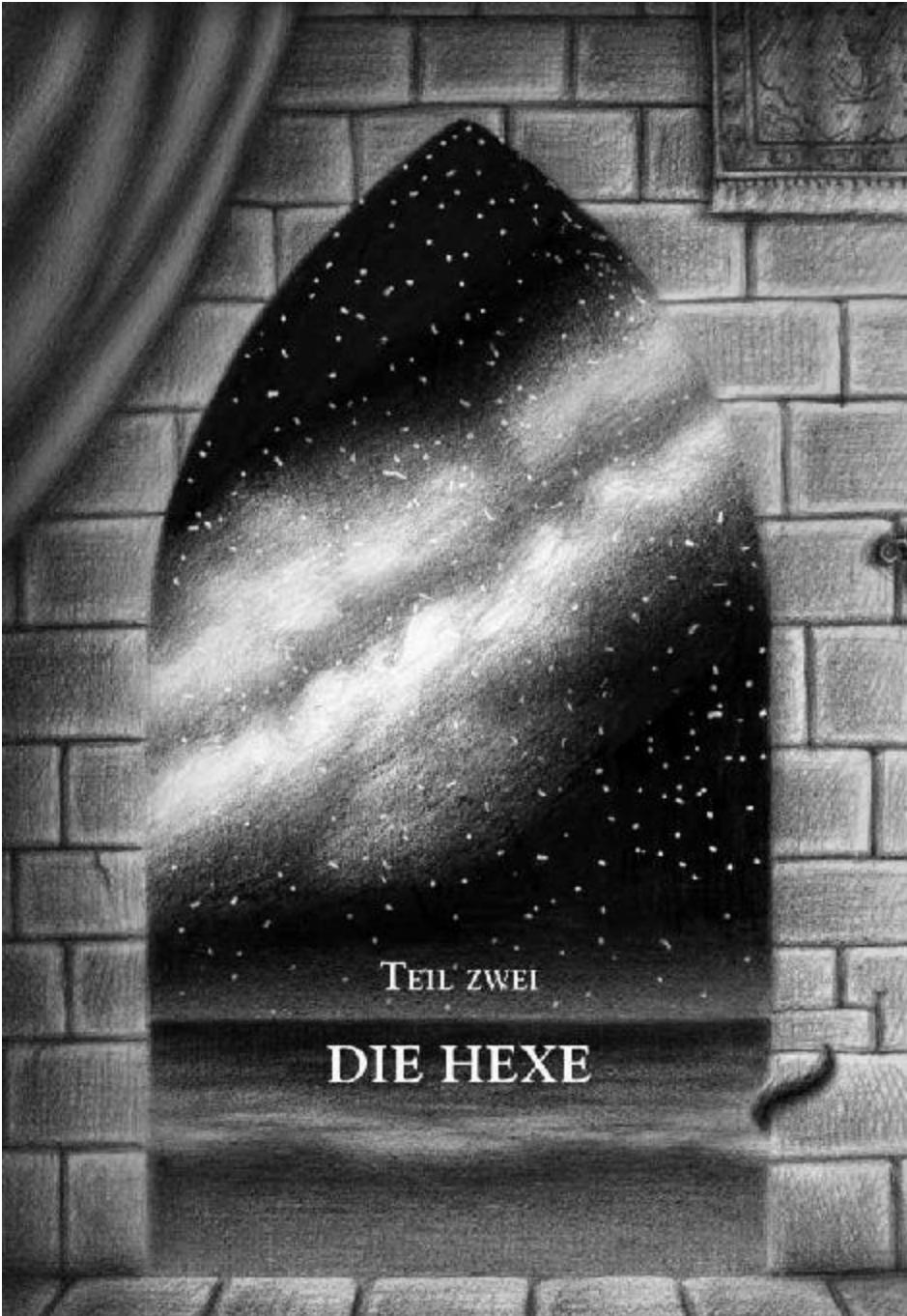
»Das fände ich auch schön.«

Denkst du, wir haben noch einen Feind, der sich irgendwo in Alagaësia vor uns versteckt?

»Das weiß ich nicht. Wir haben schon so viele. Wenn ja, ist es einfach noch einer mehr. Ich würde mir deswegen keine Sorgen machen.«

Nein ... Sie holte tief Luft und hob die Flügel, um sich bequem zurechtzulegen. *Keine Sorgen mehr für heute Nacht. Die können warten bis morgen früh.*

»Keine Sorgen mehr«, stimmte Eragon ihr mit einem Lächeln zu. Er schloss die Augen und schmiegte sich an sie, und zum ersten Mal seit ihrer Ankunft auf dem Arngor ließ er all seinen Kummer beiseite und schlief ohne Angst und ohne Unterbrechung.



TEIL ZWEI

DIE HEXE

IV.



Reime und Rätsel

Eragon blickte von seinem Arbeitstisch auf und musterte Angela, die Kräuterhexe, eingehend.

Sie saß ihm gegenüber auf einem Stuhl aus dunklem Holz, den die Elfen ihm aus einer Kiefer gesungen hatten. Angela trug immer noch ihre Felle und ihren Reiseumhang, auf dem die letzten Schneeflocken schmolzen. Sie hinterließen auf den Spitzen des Kaninchenhaarbesatzes kleine, im Licht der Laternen glänzende Wasserperlen.

Auf dem Boden neben der Kräuterhexe lag Solebum, die Werkatze, in seiner Katzengestalt und leckte sich trocken. Seine Zunge raspelte dabei deutlich vernehmbar über das zottelige Fell.

Dichter Schnee wirbelte vor den offenen Fensterbogen des Drachenhorsts und versperrte die Sicht. Einige Flocken bestäubten auch die Simse, aber im Großen und Ganzen hielten die von Eragon beschworenen Schutzauber den Schnee und die Kälte draußen.

Der Wintersturm hing seit zwei Tagen über dem Arngor und machte keine Anstalten, abzuziehen. Es war auch nicht der erste. Der Winter hier im Osten war viel härter, als Eragon erwartet hatte. Er vermutete, dass es etwas mit den Auswirkungen des Beor-Gebirges auf die Luftströmungen zu tun hatte.

Angela und Solebum waren mit dem letzten Trupp Händler angekommen: einer Schar verdreckter, durchnässter Menschen, von der Reise erschöpft und halb erfroren.

Die Kräuterhexe hatte auch Elva mitgebracht, das von Saphira mit einem Drachenmal gezeichnete Kind. Auf Elva lastete der Fluch, sich für andere aufopfern zu müssen, den Eragon ihr unbeabsichtigt auferlegt hatte. Ein Fluch, der eigentlich ein Segen hätte sein sollen, und wann immer er Elva

sah, meldete sich sein Gewissen und erinnerte ihn daran, dass er dafür verantwortlich war.

Das Mädchen war in den unteren Stockwerken zurückgeblieben, wo es zusammen mit den Zwergen beim Essen saß. Elva war gewachsen, seit Eragon ihr das letzte Mal begegnet war, und sah jetzt etwa wie eine Zehnjährige aus, obwohl sie höchstens vier war.

»Also, wo ist die Schar munterer Drachenbabys, die ich hier erwartet habe?«, fragte Angela. Sie zog ihre Fäustlinge aus, verschränkte die Hände über dem Knie und suchte seinen Blick. »Oder sind immer noch keine geschlüpft?«

Eragon kostete es einige Mühe, nicht das Gesicht zu verziehen. »Nein, bis jetzt noch nicht. Der Hauptteil der Festung ist noch lange nicht fertig, wie du selbst gesehen hast, und wir sind knapp an Vorräten. Um es mit Glaedrs Worten auszudrücken: Die Eier haben bereits hundert Jahre gewartet, sie können auch noch einen Winter warten.«

»Hm, da hat er möglicherweise recht. Aber warte nicht zu lange, Argetlam. Die Zukunft gehört denen, die sie ergreifen. Was ist mit Saphira?«

»Was soll mit ihr sein?«

»Hat sie schon Eier gelegt?«

Eragon rutschte unbehaglich auf seinem Stuhl hin und her. Die Wahrheit war, dass Saphira bisher noch keines gelegt hatte, aber das wollte er nicht zugeben. Die Sache schien ihm zu persönlich, um mit jemandem darüber zu sprechen. »Wenn es dich so sehr interessiert, solltest du sie selbst fragen.«

Die Kräuterfrau legte den Kopf schief. »Oh, sind wir etwas empfindlich? Dann werde ich das wohl tun.«

»Was führt dich hierher, und das auch noch mitten im Winter?«

Sie zog eine kleine Kupferflasche unter ihrem Umhang hervor und nahm einen Schluck, bevor sie sie Eragon hinhieß. Er schüttelte den Kopf. »Na, na, Königsmörder, das hört sich ja fast so an, als würdest du dich nicht freuen,

uns zu sehen.«

»Ihr seid stets willkommen an unserer Feuerstelle«, entgegnete Eragon, der seine Worte mit Bedacht wählte. Auf keinen Fall wollte er diese quecksilbrige Frau kränken. »Aber du kannst nicht leugnen, dass es ungewöhnlich ist, in den Wintermonaten den Weg über die Ebenen zu wagen. Ich bin nur neugierig. Gerade du solltest das verstehen.«

»Meine Güte, wie weit sind wir gekommen seit damals in Teirm«, murmelte Angela. Dann hob sie wieder die Stimme: »Zwei Gründe. Erstens, weil ich zurzeit Elva ein wenig herumführe. Ich dachte, es würde ihr genauso wie mir guttun, die von Menschen besiedelten Teile Alagaësias für eine Weile zu verlassen. Vor allem wenn ich sehe, wie Nasuadas handzahme Zauberer in der Du Vrangr Gata harmlosen, unschuldigen Kräuterfrauen wie mir das Leben schwer machen.«

»Harmlos? Unschuldig?« Eragon zog eine Braue hoch.

»Nun«, sagte Angela, und ein Lächeln umspielte ihre Lippen, »so harmlos vielleicht auch wieder nicht. Jedenfalls waren wir in Du Weldenvarden. Wir sind in der Traumzisterne in Manis Kavernen im Beor-Gebirge gewesen und wir haben auch Tronjheim besucht. Da schien es nur naheliegend, als Nächstes nach Fell Thindarë zu kommen. Außerdem ...« Sie nestelte am Besatz ihres Umhangs. »... habe ich mir überlegt, dass Elva dir vielleicht helfen könnte, den Geist einiger Eldunarí zu beruhigen.«

Eragon, der recht gut verstand, was die Kräuterhexe unausgesprochen ließ, nickte. »Das könnte sie vielleicht. Und ... fast vermute ich, sie könnte dabei wohl auch etwas lernen.«

»Genau«, bestätigte Angela mit unerwartetem Nachdruck. Sie wischte die Wassertropfen vom Pelz ihrer Kapuze und sah Eragon nicht in die Augen. »Ganz genau.«

Eine tiefere Sorge beschlich Eragon. Von allen Personen und Kreaturen, die ihm begegnet waren, seit er vor so langer Zeit im Buckel Saphiras Ei

entdeckt hatte, war Elva vielleicht die gefährlichste. Sein schlecht formulierter Segen hatte sie gezwungen, zu etwas Übermenschlichem zu werden: zu einem lebenden Schild gegen das Unglück anderer. Als Folge davon hatte Elva die Fähigkeit entwickelt, bevorstehendes Missgeschick vorherzusehen und es auf diese Weise zu verhindern. Aber ihre Kräfte gingen noch darüber hinaus. Sie nahm die schmerhaftesten Gedanken eines jeden um sie herum wahr. Das war eine einschüchternde und sogar beängstigende Fähigkeit. Und für ein kleines Kind war diese Bürde geradezu überwältigend.

Eragon staunte immer wieder, dass Elva trotz seines missglückten Zaubers nicht den Verstand verloren hatte. Doch sie war noch jung und die Gefahr bestand weiterhin.

»Was ist es, das du nicht sagst, Angela?«, fragte er, kniff die Augen zusammen und lehnte sich vor. »Ist mit Elva irgendetwas passiert?«

»Passiert?« Die Kräuterfrau lachte, hell und fröhlich. »Nein, es ist nichts passiert. Du bist übertrieben argwöhnisch, Schattentöter.«

»Hm.« Das überzeugte ihn nicht.

Solebums Zunge raspelte unabirrt weiter über sein Fell.

Dann griff die Kräuterhexe unter ihren Umhang und zog ein flaches, in Öltuch gewickeltes Päckchen hervor. »Zweitens: mein anderer Grund für diesen Besuch.« Sie reichte Eragon das Päckchen. »Ich habe beschlossen, zur Feder zu greifen und mein Leben niederzuschreiben, bevor mich der Altersschwachsinn packt. Eine Art Autobiografie, wenn du so willst.«

»Altersschwachsinn, wie?« Die lockige Frau sah nicht älter aus als Anfang zwanzig. Eragon wog das Päckchen in der Hand. »Und was soll ich damit machen?«

»Es lesen natürlich!«, erwiderte Angela. »Warum wohl bin ich durch ganz Alagaësia und über die Grenze hinaus gewandert, wenn nicht, um mir die wohlgegrundete Meinung eines Mannes anzuhören, der als ungebildeter Bauer groß geworden ist?«

Eragon sah sie lange an. »Sehr witzig.« Er wickelte das Päckchen aus und hielt einen dünnen Stoß mit Runen bedeckter Seiten in Händen, jede davon mit einer andersfarbigen Tinte beschrieben. Als er die Blätter durchsah, stieß er auf einige Kapitelüberschriften. Aber die Kapitelzählung ging wild durcheinander. »Da fehlen Teile«, stellte er fest.

Die Kräuterhexe wedelte wegwerfend mit der Hand, als sei das ohne Belang. »Das liegt daran, dass ich sie nicht der Reihe nach aufschreibe. So funktioniert mein Verstand eben.«

»Aber woher weißt du im Voraus, dass« – er schaute mit zusammengekniffenen Augen auf eine Seite – »das hier Kapitel einhundertfünfundzwanzig sein soll und nicht, sagen wir, einhundertdreiundzwanzig?«

»Weil«, sagte Angela mit überlegener Miene, »ich Vertrauen in die Götter habe und sie meine Hingabe belohnen.«

»Nein, hast du nicht«, widersprach Eragon. Er beugte sich vor und hatte das Gefühl, dass er gerade einen Sieg in einem Wettkampf davongetragen hatte. »Du vertraust nur dir selbst, sonst niemandem.«

Sie reagierte mit gespielter Entrüstung. »Hört, hört! Du wagst es, meinen Glauben infrage zu stellen, Shur'tugal?!«

»Ganz und gar nicht. Ich stelle nur infrage, worauf er sich bezieht. Selbst wenn ich dein Wort für bare Münze nähme, an welche Götter glaubst du? An die der Zwerge? Die der Urgals? Die der Nomaden?«

Angelas Lächeln wurde noch breiter. »An alle natürlich. Mein Glaube ist nicht so eng gefasst, dass er sich auf eine einzelne Gruppe von Gottheiten beschränken müsste.«

»Ich könnte mir vorstellen, da gibt es ziemliche ... Widersprüchlichkeiten.«

»Du nimmst die Dinge zu wörtlich, Bromsson. Das tut dir nicht gut, wie ich dir schon oft erklärt habe. Erweitere deine Vorstellung davon, was

möglich ist und was nicht.« Sie musterte ihn mit aufreizender Belustigung.

»Vielleicht hast du recht«, räumte er ein, um ihr den Gefallen zu tun.
»Trotzdem, nicht die Götter haben diese Seiten geschrieben.«

»Nein, das war ich. Aber jetzt lassen wir uns von Theologie ablenken, und obwohl sie ein wunderbares Gesprächsthema abgibt, war das nicht meine Absicht. Sind dir die Rätselringe der Zwerge vertraut?«

Eragon nickte und dachte an den Ring, den Orik ihm während ihrer Reise von Tronjheim in die Elfenstadt Ellesméra gegeben hatte.

»Dann weißt du, dass sie, solange sie nicht zusammengefügt sind, aussehen wie ein wilder Haufen verbogener Einzelringe. Aber bringe sie in die richtige Reihenfolge, und hey-ho!, da hast du's – einen wunderschönen, stabilen Ring.« Angela deutete auf die Papiere in seiner Hand. »Ordnung oder Unordnung: Es hängt von deinem Blickwinkel ab.«

»Und welchen Blickwinkel hast du?«, fragte er leise.

»Den des Ringmachers«, antwortete sie mit gleichermaßen leiser Stimme.

»Ich ...«

»Stell nicht so viele Fragen, sondern lies einfach das Manuskript.« Sie griff nach ihren Fäustlingen und stand auf. »Danach können wir dann reden.«

Als die Kräuterhexe den Drachenhorst verließ, hörte Solebum auf, sich zu lecken, starrte Eragon aus seinen senkrechten Pupillen an und sagte: *Sei auf der Hut vor wandelnden Schatten, Mensch. In der Welt sind seltsame Kräfte am Werk.*

Dann stand auch die Werkatze auf und tappte auf leisen Sohlen davon.

Etwas verdrossen und ein wenig beunruhigt lehnte Eragon sich zurück und begann Angelas Manuskript zu lesen. Aus purem Trotz fühlte er sich versucht, es nicht in der angegebenen Reihenfolge zu lesen, nur um ihr eins auszuwischen. Aber er riss sich zusammen und begann, wie er sollte, am Anfang ...

○ ○ ○

V.



Über das Wesen der Sterne

VORWORT

Viele halten mich für eine leichtfertige Person und genau so gefällt es mir. Als ich jung war (und ja, lieber Leser, ich war einst jung – hört nicht auf die törichten Reden derer, die dem Dogma des Reliktes folgen), habe ich den Fehler begangen, mich anderen zu offenbaren. Und in meiner jugendlichen Begeisterung habe ich diesen Fehler erschreckend oft wiederholt.

Du möchtest neugierig herumschnüffeln und herumstochern, alles wissen und kennen, meine Seele kosten? Ich bin kein Kind mehr, das wild herumspringt. Nein. Jetzt mache ich nur noch selten Fehler und wiederhole sie nicht, denn die Fehler meines Berufsstands haben einen Preis, der in Blut und Fleisch und Leben gemessen wird.

Also.

Die Erzählungen in diesem Band sind alle wahr und jede einzelne ist falsch. Ich überlasse es dem scharfsichtigen Leser, die widersprüchlichen Stränge der Geschichte, der Erinnerung, der Tatsachen und Lügen zu entwirren. Ich will Folgendes sagen: Es ist Sorgfalt auf die exakte Darstellung der bekanntesten – und daher am meisten missverstandenen und am schlechtesten berichteten – Ereignisse verwandt worden, soweit ich sie hier erzähle.

Die Wahrheit liegt selten in der Mitte, irgendwo zwischen zwei entgegengesetzten Sichtweisen. Meiner Erfahrung nach ist es sehr viel wahrscheinlicher, dass man sie ein gutes Stück oberhalb und links von den augenscheinlichen, vielfach behaupteten »Wahrheiten« findet. Hebt den

Blick von der Ebene menschlichen Handelns, und ihr seht vielleicht einen Drachen, der über euch hinwegfliegt – oder zumindest einen auskunftsreudigen Himmel, der euch warnt, vor der Ankunft eines Sturms Zuflucht zu suchen.

Viele werden euch dazu raten, nach der Wahrheit zu suchen, immer tiefer danach zu forschen, aber das dürft ihr nie, niemals tun. Ich habe es getan. Ich habe gesehen, was dann ans Licht kommt, und das würde ich nicht einmal dem Schlimmsten unter euch wünschen.

Strebt nach Weisheit! Oder zumindest nach einer Verringerung der Idiotie.

– *Angela, die Vielnamige*



KAPITEL 7

Die Sterne ziehen über den Nachthimmel

Für mich als Kind war dies eine offensichtliche Wahrheit, etwas, worüber es sich nicht lohnte nachzudenken – wie das Aufgehen der Sonne oder der Wechsel der Jahreszeiten.

Ich erinnere mich lebhaft an die Nacht, in der ich oben auf der Hochweide im Gras lag, die Augen weit geöffnet für die himmlische Darbietung. Die funkelnden Sterne erfüllten den ganzen klaren Himmel mit ihrem kalten Leuchten, fernab vom Rauch der Stadtfeuer und dem Fackellicht der Suchtrupps.

Die Sterne ziehen ihre nächtlichen Bahnen über das Land. Sie bewegen sich. Es ist so offensichtlich; wie könnte es nicht wahr sein? Aber das Offensichtliche ist oft eine Illusion.

Das hohe Gras und die späten Frühlingsblumen bildeten schwarze Silhouetten vor dem sternenhellen Himmel. Die Pflanzen standen hoch genug, um ein Kalb darin zu verstecken, sodass es mir fast vorkam, als spähte ich vom Grund eines Erdlochs nach oben. Selbst wenn die Sucher zu dieser Weide gekommen wären, hätten sie schon über mich stolpern müssen, um mich zu entdecken.

Während die Stunden verstrichen, wanderten die Sterne dort oben, die kalte Nachtluft zog die Wärme aus meinem Körper, und ich verfiel in eine eigenartige Trance. Ich schlief nicht – wagte es nicht, die Augen zu schließen –, war aber auch nicht richtig wach. Aus heutiger Sicht ist mir völlig klar, welche natürlichen Prozesse auf mich wirkten, aber viele Jahre lang war mir das ein Rätsel.

Die Welt veränderte sich.

Auf einmal kam mir alles – die Erde unter meinem Rücken, unter meinen ausgestreckten Armen und unter den Händen, die ich flach auf den feuchten Boden gepresst hatte – unwirklich vor. Ich fiel aus dem Nichts und ins Nichts hinein. Mein Körper war schwerelos und stürzte und schwebte gleichzeitig und drückte sich doch immer noch in den Boden. Meine Wahrnehmung der Zeit veränderte sich. Die Sterne schienen über den Himmel zu rasen, bis ich plötzlich das Gefühl hatte, als ständen sie still und ich bewegte mich. Der Boden, die Bäume und Berge, alles bewegte sich.

Ich kannte damals den Begriff »Planet« nicht, aber das wäre die richtige Erklärung gewesen.

Das Morgengrauen erhellte den Himmel und noch immer nahm ich die verstrechende Zeit nicht wahr. Aber mit den ersten Sonnenstrahlen endete die Trance und ich kehrte mit einem erschütterten Verständnis von der Welt zu mir selbst zurück. Und mit einer neuen Entschlossenheit, mich den unvermeidbaren Schwierigkeiten ... den *Konsequenzen* meines Handelns zu stellen, die sich bald zeigen sollten.

KAPITEL 23

Die Sterne bewegen sich nicht; die Rotation des Planeten erzeugt die Illusion der allnächtlichen Sternenbahnen

Allein die Berührung eines Fingers versetzte den Globus in eine lautlose, fast reibungslose Drehung um die von Zwergen gefertigte Achse. Es war ein wunderschönes glänzendes Modell mit fast mikroskopischen Details, die in ein mir unbekanntes mattes Metall geritzt waren. Selbst die gewaltigsten geografischen Strukturen der Welt waren zu winzigen Höckern und Rillen kalten Metalls verkleinert, die ich mit den Fingerspitzen spüren konnte. Zweifellos streifte meine achtlose Berührung damals so manchen Ort, den ich seither besucht habe.

Seit ich diesen Globus zum ersten Mal gesehen hatte, übte er eine ungeheure Anziehungskraft auf mich aus. Ich sehnte mich danach, ihn stunden- und tagelang zu studieren, seine Merkmale mit vertrauten Landkarten zu vergleichen und etwas über die verschiedenen Methoden zu lernen, einen runden Gegenstand auf einer Fläche abzubilden.

Obwohl der Globus – wie ich jetzt weiß – ein hoffnungslos unvollständiges Abbild unseres Planeten war, war er nichtsdestoweniger ein faszinierendes Kunstwerk, und ich bedauere seine Zerstörung. Ein kleiner Preis, der bezahlt werden musste ... Dennoch, Kunst sollte geschützt werden.

Doch in diesem Moment war der Globus nichts weiter als eine Ablenkung, die kostbare Sekunden stahl.

Zeit war begrenzt. Die Bibliothek konnte sich jeden Moment *verlagern*, und je länger ich verweilte, umso größer wurde die Wahrscheinlichkeit, dass ich in irgendeinem unbekannten Hinterland strandete, in irgendeinem anderen

Raum, weder hier noch dort.

Die Innentür der Bibliothek war nur zu bestimmten Zeitpunkten auch die Außentür, und ich besaß noch nicht die Fähigkeit, die schwer durchschaubaren Berechnungen anzustellen, um die Zeit eines sicheren Durchgangs durch diese Tür vorherzusagen. Es war ein ausgeklügeltes System, um die kostbarsten Geheimnisse zu schützen. Ungeachtet der Gefahren war ich entschlossen, diese ersten Schritte auf dem Pfad zu wahrem Wissen zu wagen.

Meine größte Furcht war jedoch nicht, das Zeitfenster zu versäumen, in dem die Bibliothek und der Turm miteinander verbunden waren. Mir machte noch mehr zu schaffen, dass *er* mich in der Bibliothek entdecken könnte.

Der Hüter des Turms hatte mich als Lehrling mit dem Versprechen auf Ausbildung geködert, aber das anfangs schon kärgliche Rinnal von Informationen war zu einem gelegentlichen Tröpfeln verebbt, gerade genug, um mir die Lippen zu benetzen. Ich aber brauchte tiefe Schlucke, wollte mich hineinstürzen und schwimmen und ganz darin ertrinken.

Meine Empörung über diesen Verrat und mein Verlangen nach Gerechtigkeit waren stärker als meine Angst vor den Konsequenzen, wenn ich erwischt wurde – aber nur knapp. Ich musste mehr wissen, und gestohlene Freiheit war immer noch Freiheit.

Ohne den Hüter, der mir einfache Bücher gab, deren Vorstellungswelt ich lange hinter mir gelassen hatte, kam mir die Bibliothek weit größer vor als in meiner Erinnerung. Die Schnitzereien an den turmhohen Regalen schienen sich am Rand meines Gesichtsfeldes kaum merklich zu bewegen, aber niemals dann, wenn ich sie direkt ansah.

Ich suchte zügig und ohne mich weiter ablenken zu lassen, jedoch mit wachsender Verzweiflung und unter Missachtung meines eigenen, sorgfältig vorbereiteten Plans. Ich schob Buch für Buch nach hinten: eins schlicht und ein anderes vergoldet, eins schmäler als ein Finger und eins breiter als eine

Hand, einige unerklärlich schwer für ihre Größe.

Klick.

Es war ein schmuckloser Band, der die verborgene Schublade in einem benachbarten Bücherregal auslöste – gefolgt von dem Kitzel, der etwas Unvorhersehbares, aber lang Erwartetes begleitet. Ich stürzte mich auf die Schublade und riss in meiner Hast eine flammenlose Laterne aus ihrer Halterung.

Sie zerbrach nicht.

Sie löste keinen Alarm aus.

Aber sie kostete wertvolle Sekunden, während ich mich mit meinen vor Aufregung zitterigen Fingern abmühte, sie wieder zu befestigen. Meine Angst davor, Spuren zu hinterlassen, machte mich fast blind für die Gefahr, in der Falle zu sitzen.

Wäre ohne diesen Fehler Zeit genug gewesen? Ohne die flüchtige Betrachtung des Globus? Oder war das Unternehmen aufgrund meiner Unerfahrenheit von Anfang an zum Scheitern verurteilt gewesen?

Alles Gold der Welt ist wertlos, wenn man ohne Wasser durch eine endlose Wüste wandert. Welchen Wert haben die Geheimnisse des Universums, wenn man sich irgendwohin jenseits der Wirkung bekannter Kräfte verirrt hat?

Die Bibliothek *verlagerte sich*. Und es fühlte sich an wie nichts und alles. Die Bibliothek sah genauso aus wie zuvor, aber mein ganzer Körper schmerzte, weil im grundlegenden Gefüge des Universums auf einmal etwas durcheinandergeraten war. Ich war am selben Ort und doch ganz woanders.

Ich saß in der Falle.



KAPITEL 125

Alle Materie im Universum ist in Bewegung; alle Bewegung ist relativ

»Es ist Zeit.«

»Es ist immer *irgendeine* Zeit.«

Ich nickte. Elva sah die Dinge stets auf eine solch angenehm schräge Art. Nach dem Kummer mit Bilna hatte mich die Vorstellung, jemand anderes zu unterrichten, lange abgeschreckt. Aber ich hatte immer häufiger über Elvas Eignung als mein Lehrling nachgedacht und natürlich darüber, wozu sie ohne eine leitende Hand werden konnte.

Die Wände, die Decken und der Boden ihrer Gemächer in der Zitadelle von Ilirea waren üppig behangen mit Stoffen und vermittelten den Eindruck, man befände sich in einem Zelt oder vielleicht auch im Bauch eines riesigen Monsters aus Stoff. Elva saß bequem in einem Nest aus Kissen – und wirkte doch bedrohlich. Sie war seit meinem letzten Besuch schlauer und größer geworden.

»Du weißt, warum ich gekommen bin«, sagte ich.

»Natürlich. Du hast von den letzten ... *Spielchen* gehört.« Sie tränkte das Wort mit Gift.

Ich setzte mich ihr gegenüber auf die Teppiche, mit denen der gesamte Raum ausgelegt war. »Ich habe gehört, dass Nasuada dir nicht mehr erlaubt, in die Stadt zu gehen. Vielleicht sind dir auch Teile der Zitadelle verboten. Vielleicht beschränkt deine Welt sich ja nur auf diese Räume.«

Das Mädchen beäugte mich mit etwas, das Verachtung glich. »Niemand kann mich einsperren. Das weißt du. Ich bleibe in meinen Gemächern, weil es mir so lieber ist. Ich kann gehen, wann immer ich will.«

»Theoretisch, aber dann müsstest du dich damit herumärgern, ständig verfolgt zu werden. Für ein Mitglied der Du Vrangr Gata wäre es ein Leichtes, dich zu überrumpeln – zum Beispiel, während du schlafst – und wieder hierherzubringen.«

»Pah. Du verstehst nicht. Verschwinde und komm nie wieder.« Sie wedelte mit einer Hand in meine Richtung und wandte sich ab.

»Ich habe Geschichten gehört – sicher umso mehr ausgeschmückt, je öfter sie erzählt wurden – über deine kleinen Ausbrüche, deine ... Demonstrationen. Man kann Nasuada keinen Vorwurf machen, dass sie versucht, dich zu zügeln. Verhandlungen über Handelsabkommen sind um Wochen zurückgeworfen, überall brechen Streitigkeiten aus, der wichtigste Lebensmittellieferant der Armee wird dabei ertappt, wie er die Zwergenkapelle entehrt ...«

»Er hat auf einen Freund gewartet.«

»Er hatte seine Kleider vergessen.«

»Das könnte jedem passieren.«

»Den Gesandten der Elfen zum Weinen gebracht? Vor den Urgals?«

Elva lachte. »Das war ein Spaß.«

»Du gibst zu viel von dir preis und sie werden es gegen dich verwenden. Ich komme mit einem Hilfsangebot, wenn du das willst.«

Elva starrte mich nur an. Eine weise Gesprächstaktik, die ich in sehr vielen Situationen empfehle.

Ich fuhr fort: »Wenn ich dich von diesem Ort wegbringen könnte, ohne dass irgendjemand es merkt, würdest du mitkommen?«

Sie hob das Kinn. »Warum? Damit du mich für Eragon ausspionieren kannst? Damit du mich wie ein gefährliches Tier behandeln kannst, das man an der Kette halten muss? Damit du mich für irgendwelche schäbigen kleinen Pläne benutzen kannst? Ich habe so viel gelernt, so schnell. Leute sind zerbrechlich – stochere einmal hier oder da, und du kannst zuschauen, wie sie

zusammenbrechen. Ich brauche deine Hilfe nicht.«

»Oh, du möchtest überredet werden, ist es das?«

Wieder war ein starrer Blick ihre einzige Reaktion.

»Also schön. Als Eragon dich von dem Zwang, zu helfen, befreit hat, hat das dein Leben nicht so verbessert, wie du es dir gewünscht hast. Du streckst die Flügel aus, testest deine Fähigkeiten und versuchst, einen Platz in der Welt zu finden. Aber mit jeder Entwicklung und jedem Versuch wirst du erneut daran erinnert, dass du niemals irgendwohin passen wirst und man dich niemals einfach als dich selbst sehen wird.« Keine Frage, eine Feststellung. Ein Nadelstich, um zu piksen und zu provozieren. Und effektiv: Elvas Züge verhärteten sich und offenbarten nur den denkbar winzigsten Funken tobender Flammen hinter ihren Augen.

»Jeder will Dinge, die er nicht haben kann, nicht wahr? Sogar du?«

»O ja.« Ich konnte mir ein Lächeln nicht verkneifen, obwohl es sie zweifellos noch mehr erzürnte. »Elva ... du kennst das Spiel, aber nur die Eröffnungszüge. Ich kann dir so viele Dinge zeigen und dich beschützen, bis du dich dafür entscheidest, in dieses Leben zurückzukehren. Die Breite und Tiefe des Seins ist so viel größer, als irgendjemand wissen kann – nicht einmal der älteste Drache oder der weiseste Elf. Ich habe mehr gesehen als die meisten, aber selbst das ist weniger als ein Staubkörnchen, kleiner als das kleinste Ding und dann noch einmal kleiner.«

Elva biss sich auf die Lippen und sah ausnahmsweise einmal wie ein normales Kind aus.

Ah, das war es also. Die unermessliche Weite aller Dinge vermochte sie nicht zu überzeugen. Aber es war der erste Schritt, ihr mein Können klarer vor Augen zu führen. Zeit also für das, was sie sich wirklich wünschte.

»Ich habe mich gegen deine Fähigkeit immun gemacht, daher kann ich dir für eine Weile Frieden von all dem Leid anbieten, das ständig auf deinen Geist einströmt. Du kannst lernen, wer du bist und was du sein willst. Und

wenn du zurückkehrst, wirst du dein Leben ganz anders beherrschen. Ja, es wird Grenzen und Einschränkungen geben, solange du an meiner Seite bist. Aber ich benötige die Kräfte nicht, die dir dein Fluch verliehen hat, Elva. Ich habe es nicht nötig, dich zu brechen oder zu verbiegen.«

Sie warf mir einen Blick zu, solch einen Blick – Hoffnung, wo keine Hoffnung erlaubt ist, Hoffnung, vergiftet von tiefer Verbitterung. »Leicht gesagt«, erwiderte sie.

»Lüge ich?«

»Du weißt genau, dass ich nicht sehen kann, ob jemand lügt!«

»Ja. Du musst auf Grundlage unvollständiger Informationen entscheiden, genau wie alle anderen auch. Möchtest du mitkommen, Elva? Denk genau nach. Ich werde dir dieses Angebot nicht zweimal machen.« Dann war es an mir, sie anzustarren und auf eine Antwort zu warten.

Bei jedem anderen Kind hätte die tiefe Falte zwischen den Brauen einen Wutanfall angekündigt, aber Elvas Selbstbeherrschung geriet nicht ins Wanken. »Denkst du wirklich, die Wachen würden es zulassen, dass du mich mitnimmst? Ha! Allein in den letzten vierzehn Tagen gab es zwei gescheiterte Versuche, mich zu rauben und hinauszuschmuggeln.« Zorn ließ ihre für gewöhnlich kühle, herablassende Stimme zittern.

Ich machte keinen Versuch, mein Unbehagen zu verbergen. »Davon habe ich nichts gehört. Dann ist es umso wichtiger, dass du von hier fortgehst. Ich nehme an, dass gefährliche Gruppen entschlossen sind, dich als Waffe zu benutzen.«

»Ha!«

»Ich weiß. Sie verstehen nichts von deiner Macht, obwohl sie glauben, es zu tun. Und was Leute zu verstehen glauben, meinen sie auch kontrollieren zu können.«

»Ich werde nicht verbergen, wer und was ich bin.«

»Heimlichkeit hat sehr viel für sich. Du hast bereits viel Aufmerksamkeit

erregt.«

»Oh! Ich weiß, was du vorhast. Du willst, dass ich die Wachen überrede, mich gehen zu lassen. Aber das funktioniert nicht. Sie sind mit Schutzaubern gegen mich belegt. Sie haben Angst vor mir.« Und da war ein zutiefst besorgniserregender Anflug von Stolz in Elvas Stimme.

»Weder die Wachen draußen noch die schweren Schutzauber, die auf diesem Raum liegen, bedeuten auch nur das Geringste, wenn ich dich aus diesen Mauern herausholen will«, stellte ich fest.

Elva lachte höhnisch auf.

»Antworte mir einfach. Willst du mitkommen?«

»Was ich will, hat noch nie eine Rolle gespielt, nicht von dem Moment an, als Eragon seine Worte gesprochen hat.«

»Willst du mitkommen?«

»Wie sieht dein Plan aus? Unsichtbarkeit? Willst du den Wachen das Hirn vernebeln? Einen Tunnel durch den Boden graben? Nichts davon wird funktionieren.«

»Nein. Ich werde einfach eine Tür öffnen und wir werden hier rausgehen. Mehr nicht.«

»Ha!« Echte Abscheu diesmal.

Ich stand auf. »Zum letzten Mal, willst du mitkommen?«

»Ja! Tausend Flüche sollen dich treffen, weil du mich dazu bringst, etwas zu wollen. Ja.«

»Dann komm.« Ich streckte meine Hand aus, doch Elva ergriff sie nicht.

Ohne Hilfe kletterte sie aus ihrem Nest aus Kissen. »Schön. Aber ich denke immer noch, dass du lügst. Sie haben für jeden möglichen Weg hinaus Vorsorge getroffen.«

Aber nicht, dachte ich, für die unmöglichen Wege.

Auf mich wartete so viel Arbeit mit Elva, doch seltsamerweise freute ich mich darauf. Sie hatte großes Talent, das Unbegreifliche zu verstehen. »Such

zusammen, was du mitnehmen willst. Dann gehen wir.«

Obwohl sie offensichtlich äußerst skeptisch war, legte Elva ein kleines Holzfässchen und ein Sammelsurium von Kleinigkeiten auf eine Decke und verknotete diese zu einem Bündel.

»Was ist mit Greta, deiner alten Amme?«, fragte ich.

»Ich habe dafür gesorgt, dass sie für den Rest ihrer Tage gut versorgt ist.«

»Das ist nett von dir, aber der Lauf der Dinge ist oft unberechenbar. Du wirst vielleicht nie mehr Gelegenheit haben, sie wiederzusehen. Damit du es künftig nicht bereust, sag ihr jetzt besser richtig Lebewohl.«

Elva zögerte, aber am Ende tat sie, was ich ihr geraten hatte. Da ich nicht gesehen werden wollte, wenn später jemand in Gretas Erinnerungen wühlte, schlüpfte ich hinter einen Vorhang, als das Mädchen eine Glocke läutete.

Greta erschien schnell, stets aufmerksam, was die Bedürfnisse ihrer Schutzbefohlenen betraf. Elvas Lebewohl bekümmerte sie verständlicherweise. Die alte Frau war dem Mädchen ganz und gar ergeben und hatte viel auf sich genommen, um sie zu beschützen. Ich bewunderte die Hartnäckigkeit und Entschlossenheit, mit der Greta ihre Aufgabe erfüllt hatte. Als sie von ihren Ängsten sprach – dass Elva viel zu jung sei, um schutzlos in die Welt zu ziehen –, beteuerte Elva, dass sie in Sicherheit sein würde, und dankte ihr für alles, was sie getan hatte.

Aber Greta ließ sich nicht abweisen. Sie wiederholte sich, kam immer wieder und wieder auf dieselben Punkte zurück – wie sehr sie Elva liebe, wie stolz sie auf sie sei und dass sie sie beschützen wolle. Dabei mühte sie sich, die Tiefe ihrer Gefühle in Worte zu fassen.

Elvas Antworten wurden immer schnippischer. Dann wurde sie still und ich machte mir Sorgen. Ich wollte gerade einschreiten, als Elva leise etwas sagte und Greta ein schreckliches ersticktes Kreischen ausstieß wie ein sterbendes Tier.

Welche Angst Elva auch in Worte gefasst hatte, sie versetzte ihrer Amme

einen beinahe tödlichen Schlag. Aber dann murmelte das Mädchen einige weitere Worte, und Greta stieß abermals einen lauten Schrei aus, aber in einem ganz anderen Ton.

»Du monströses ... *Ding!* Du kannst nicht etwas zerbrechen und es einen Moment später mit hübschen Worten wieder flicken. Zerbrochen ist zerbrochen. Wunden verheilen zu Narben, nicht zu Haut. Ich liebe dich. Ich liebe dich so sehr. Weißt du überhaupt, was das bedeutet? Ich werde dich mit jedem Atemzug meines Körpers lieben und mich um dich sorgen, solange ich lebe, aber ich werde dir nie wieder vertrauen.«

Einige schlurfende Schritte waren zu hören, dann schloss die Tür sich ächzend, und eine schreckliche Stille machte sich im Raum breit.

Ich trat aus meinem Versteck. »War das wirklich nötig?«

Elva zuckte die Achseln und versuchte, sich nichts anmerken zu lassen, aber sie war bleich und zitterte. Dann sah sie mir in die Augen und sprach mit nur wenigen Worten meine größte Angst aus.

Obwohl ich andauernd mit diesem Wissen lebe – es jemand anderes aussprechen zu hören, auch wenn dieser andere dessen Bedeutung und Auswirkung nicht verstand, fühlte es sich für mich an wie tausend Wespenstiche, wie zahllose Stiche der Furcht, des Schreckens und Schmerzes.

Ich hätte vor ihrer Macht sicher sein sollen, aber irgendwie hatte der Fluch meine Schutzauber umgangen. Wieder und wieder versuchte die tiefe Magie der Drachen, ihren Zweck zu erfüllen und Wege selbst um den stärksten Schutz zu finden. Ich beschloss, meine Zauber so bald wie möglich zu verdoppeln, um mich gegen Elvas Eindringen in meinen Geist wenigstens eine Zeit lang zu schützen.

Sie sah trotzig zu mir auf und fragte: »Willst du mich wirklich mitnehmen, Hexe? Kannst du es ertragen, mich bei dir zu haben und zu wissen, dass ich es weiß?«

Aber sie konnte mich nicht aus der Fassung bringen. Ich war nicht mehr das wissbegierige Kind, das ich einst gewesen war, nicht mehr der törichte Lehrling oder der kühne Postulant. Sowohl während der anstrengenden Tage der Wanderschaft als auch während der Zeiten angenehmen Verweilens hatte diese Furcht mich beherrscht. Diese Tage waren vorüber; jetzt konnte ich mich ihr stellen, ohne mit der Wimper zu zucken. Ich hatte jahrelang gegrübelt und gelernt, die Wahrheit einzugehen, wenn auch nicht zu akzeptieren, dass rechte Winkel gerade sind.

Eine seltsame Abfolge von Gefühlen zeigte sich in Elvas Gesicht, als sie von mir nicht die Reaktion bekam, die sie erwartet hatte. Im Gegensatz zu Greta hatte ich meine Gefühle schon vor langer Zeit zu beherrschen gelernt.

Ich sagte: »Du kannst mich nicht von meinem Vorhaben abbringen. Ich habe schon viel gefährlicheren Dingen getrotzt als dir. Wie du eigentlich wissen solltest ... Und nun komm, die Zeit drängt.«

Elva hielt das Bündel mit Habseligkeiten fest an die Brust gedrückt. »Kannst du uns wirklich hier rausbringen?« Und sie bedachte mich mit einem eindringlichen Blick, der besagte: *Jetzt enttäusche mich, Erwachsene ... Alle anderen haben es getan, warum nicht auch du?*

Ich bot ihr abermals die Hand. Diesmal ergriff Elva sie. Ich führte sie zu einer der Wände und schob die Stoffschichten zur Seite, um den nackten Stein freizulegen.

»Was ...«

Ich zeichnete einen Strich auf die Wand, streckte den Arm aus und öffnete eine Tür, die nicht da war. Auf der anderen Seite – Nacht, ein dunkler Meeresstrand, nur von Sternen beleuchtet, von so vielen, *vielen* Sternen, mehr Sternen, als dort eigentlich sein sollten.

Natürlich würde ich Elva nicht mit zu mir nach Hause nehmen, noch nicht. Aber dies war eine Zwischenstation, ein Ort, um die Grundlagen zu legen und zu lernen und zu wachsen. Ein Ort, an dem sie ihren erschöpften Geist

ausruhen konnte, frei von der schmerzhaften Ablenkung durch die Bedürfnisse anderer.

Sie starrte durch das Loch in der Mauer, das unmögliche Portal. Keine schneidenden Worte diesmal.

Solebum kam heranspaziert und spähte von der Türkante aus in Elvas Zimmer. Er zuckte mit seinen Pinselohren und sah zu mir auf.

Ich habe Hunger. Hast du etwas zu essen mitgebracht?

Natürlich. Kaninchen diesmal. Findet das deine Zustimmung?

Ein Schnuppern. *Es wird gehen.* Er wanderte den Strand entlang außer Sicht.

»Willst du mitkommen?«, fragte ich ein letztes Mal.

Elva drückte meine Hand, so fest sie konnte. Sie trat durch die Tür und ich folgte einen halben Schritt hinter ihr.



VI.



Fragen und Antworten

Eragon ließ den Stapel Seiten sinken und starre lange in den draußen vor dem Fenster umherwirbelnden Schnee.

Die Papiere immer noch in Händen, stand er auf und ging die lange Wendeltreppe hinab, die in die Gemeinschaftsräume am Fuß des Steinfingers führte. Die Zwerge aßen gerade und die meisten der Menschen ebenfalls, aber nur wenige Elfen und kein einziger Urgal. In einer Ecke spielte einer der Zwerge auf einer Knochenflöte, in die Runen eingeritzt waren, und die nachdenkliche Melodie lieferte eine angenehme Untermalung zum Raunen der Gespräche.

Die Kräuterhexe saß allein an einem der Feuer und strickte den Saum einer Wollmütze aus rotem und grünem Garn. Als Eragon näher kam, schaute sie auf, ohne mit der Arbeit innezuhalten.

»Ich habe Fragen«, sagte er.

»Dann bist du weiser als die meisten.«

Er hockte sich neben sie und tippte auf die Seiten. »Wie viel davon ist wahr?«

Angela lachte leise und ihr Atem gefror in der Kälte. »Ich glaube, das habe ich in meinem Vorwort hinlänglich klargemacht. Es ist so wahr oder unwahr, wie du willst.«

»Also hast du das alles erfunden.«

»Nein«, entgegnete sie und warf ihm über ihre blitzenden Nadeln einen ernsten Blick zu. »Das habe ich nicht. Und selbst wenn, gibt es in Geschichten oft Lektionen, die sich zu lernen lohnen. Würdest du mir da nicht zustimmen?«

Eragon schüttelte den Kopf, verwundert und ein wenig verärgert. Er zog

sich einen Baumstumpf heran, der als Stuhl genutzt wurde, setzte sich und streckte die Beine zum Feuer hin aus. Er dachte daran, wie Brom abends so oft seine Pfeife geraucht hatte, und für einen Moment erwog er, sich selbst eine Pfeife anzuschaffen. Die Zwerge hatten gewiss eine, die er benutzen konnte ...

Leise fragte er: »Warum hast du mich das lesen lassen?«

»Vielleicht weil ich denke, dass es gewisse Türen gibt, durch die du gehen musst.«

Er runzelte die Stirn, frustriert wie immer über die Antworten der Kräuterhexe. »Der Hüter des Turms, ist er ...«

»Ich habe nichts über ihn zu sagen.« Eragon öffnete abermals den Mund, doch Angela kam ihm zuvor: »Nein. Stell andere Fragen, wenn es sein muss, aber frag nicht nach *ihm*.«

»Wie du meinst.« Aber Eragons Argwohn blieb. Er ließ den Blick durch den Gemeinschaftsbereich wandern. Elva saß auf der anderen Seite und plauderte mit einer Gruppe von Zwergen, die alle mit ungewohnter Lebhaftigkeit am Gespräch teilnahmen. »Was du über sie geschrieben hast ...«

»Elva ist eine kluge junge Frau mit einer strahlenden Zukunft«, unterbrach Angela ihn und schenkte ihm ein übertrieben strahlendes Lächeln.

»In diesem Fall sollte ich dafür sorgen, dass sie die Art von Ausbildung bekommt, die eine so vielversprechende junge Frau bekommen sollte.«

»Genau«, bestätigte Angela, die gleichzeitig zufrieden und erleichtert wirkte. Dann überraschte sie ihn mit der Feststellung: »Versteh mich nicht falsch, Eragon. Es ist nicht so, dass die Aufgabe meine Fähigkeiten übersteigen würde, aber manche Aufgaben werden besser von mehr als einem Paar Händen ausgeführt.«

Er nickte. »Natürlich. Außerdem bin ich für Elva verantwortlich.«

»Das ist richtig ... Obwohl du auch Brom die Schuld geben könntest, weil

er dich nicht die richtigen Formen der alten Sprache gelehrt.«

Eragon musste unwillkürlich grinsen. »Vielleicht, aber es bringt wenig, den Toten die Schuld an unseren Fehlern zuzuschieben.«

Die Nadeln der Kräuterfrau klapperten im gleichen stetigen Tempo weiter, während sie ihn nachdenklich ansah und sagte: »Meine Güte, du bist auf deine alten Tage weise geworden.«

»Nicht wirklich. Ich versuche einfach zu vermeiden, zweimal den gleichen Fehler zu machen.«

»Man könnte einwenden, dass das die Definition von Weisheit ist.«

Er lächelte schwach. »Das könnte man, aber das bloße Vermeiden von Fehlern genügt nicht, um eine Person weise werden zu lassen. Lernt eine Schildkröte, die hundert Jahre lang allein unter einem Stein lebt, wirklich etwas?«

Angela zuckte die Achseln. »Lernt ein Mann, der hundert Jahre allein in einem Turm lebt, irgendetwas?«

Eragon musterte sie für einen Moment. »Vielleicht. Es kommt drauf an.«

»Trotzdem.«

Er stand auf und hielt ihr die Blätter hin. »Hier.«

»Behalte sie. Dir werden sie besser dienen als mir. Und außerdem habe ich die Worte bereits im Kopf. Das ist alles, was wirklich zählt.«

»Ich werde dafür sorgen, dass sie an einem Ort aufbewahrt werden, wo niemals jemand auf die Idee kommen wird zu suchen«, sagte er. Er schob die Seiten vorne in sein Wams.

Sie lächelte. »Tu das.«

Dann sah Eragon wieder zu Elva hinüber und verspürte einen Anflug von Verzagtheit. Er ignorierte ihn. Nur weil etwas schwierig oder unbequem war, hieß das nicht, dass es sich nicht lohnte, es zu tun. »Wir reden später«, erklärte er, und Angela murmelte etwas Unverbindliches.

Während Eragon durch den Gemeinschaftsraum ging, streckte er seinen

Geist nach Saphira aus, die zusammen mit Bloëdhgarm und einigen der Elfen draußen war und mit dem Feuer aus ihrer Kehle Schnee räumte.

Hast du zugehört?, fragte er.

Natürlich, Kleiner.

Ich könnte deine Hilfe brauchen, denke ich.

Ich bin unterwegs.

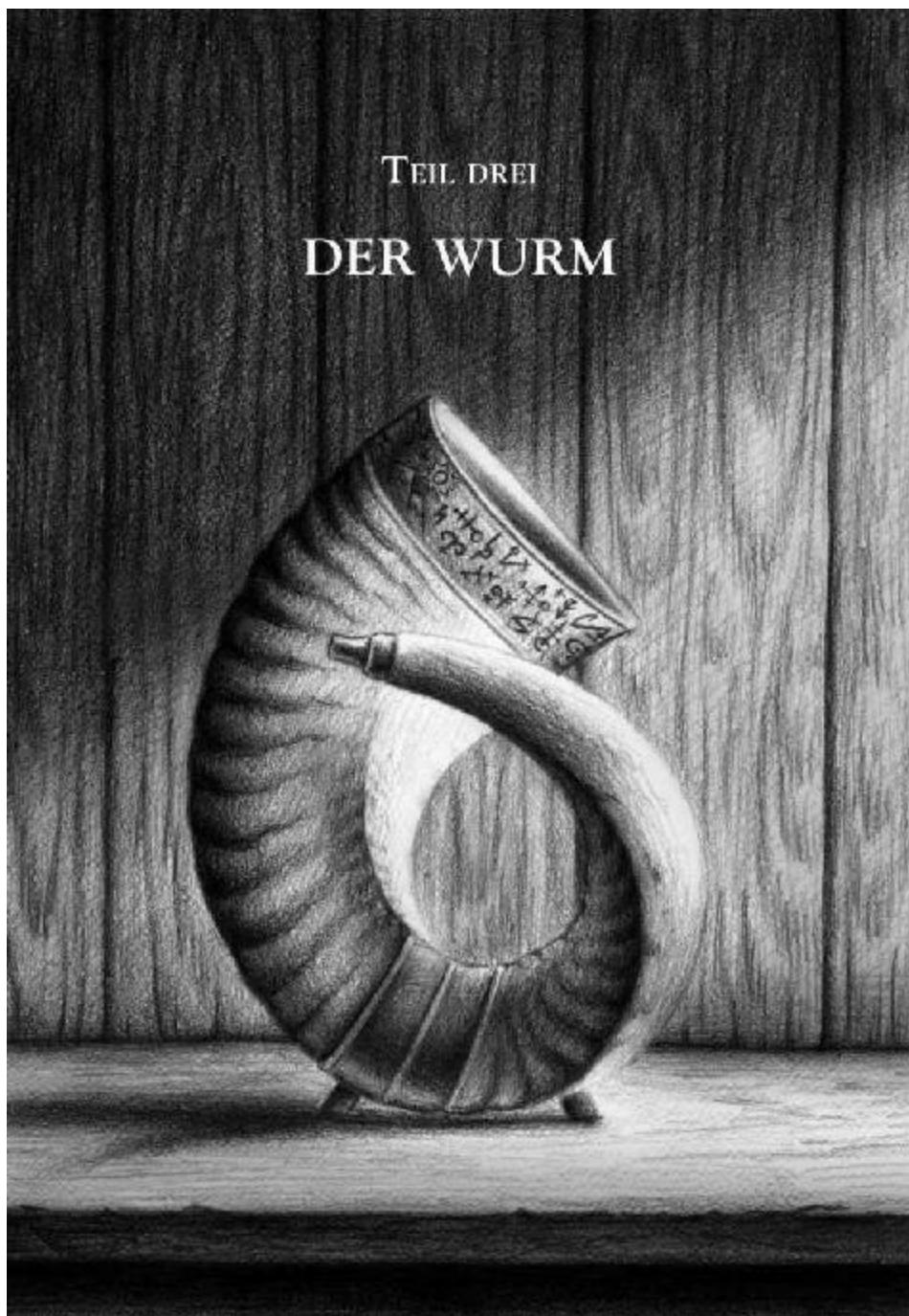
Und er spürte, wie sie kehrtmachte und hereinkam. Erfreut ging Eragon weiter. Das Hexenkind mochte sich für ihn allein als schwierig erweisen, aber selbst Elva würde zögern, die Worte eines Drachen zu missachten. Darüber hinaus glaubte Eragon nicht, dass das Mädchen in der Lage war, Saphira mit ihren Kräften so zu manipulieren, wie sie ihn vielleicht manipulieren konnte.

So oder so würde es eine interessante Erfahrung werden.

Als er vor Elva stehen blieb, sah sie mit ihren violetten Augen zu ihm auf und lächelte breit und mit spitzen Zähnen wie die Katze vor der Maus. »Sei mir gegrüßt, Eragon«, sagte sie.

TEIL DREI

DER WURM



VII.



Todesfalle

Endlich, endlich hatte auf dem Arngor der Frühling Einzug gehalten.

Eragon war draußen vor der Haupthalle am Waldrand und grub die Wurzeln gerodeter Bäume aus. Dort sollten Beete für Kräuter, Gemüse, Beeren und andere nützliche Pflanzen angelegt werden, darunter auch Carduskraut, das Zwerge und Menschen gern rauchten, und Feuerkraut, das den Drachen half, ihre Mahlzeiten besser zu verdauen.

Er hatte sein Hemd ausgezogen und genoss die Mittagssonne auf der Haut – zumal es auch jetzt noch oft kalt und wolig war. Saphira lag dicht bei ihm und sonnte sich genüsslich in einem Bett aus zertrampeltem Gras. Als Vorbereitung hatte sie den Streifen Land mit den Krallen geharkt, um die Erdbrocken aufzubrechen, was die Arbeit wesentlich erleichterte.

Mehrere Zwerge waren mit Eragon bei der Arbeit: zwei Männer und zwei Frauen, alle von Oriks Clan, dem Dürgrimst Ingietum. Bei der Arbeit lachten und sangen sie in ihrer Sprache, und Eragon sang mit, so gut er konnte. Er hatte in seiner begrenzten freien Zeit versucht, die Sprache der Zwerge ein wenig zu lernen. Ebenso die noch rauere Sprache der Urgals. Wie die alte Sprache ihn gelehrt hatte, waren Worte Macht. Manchmal buchstäblich, manchmal im übertragenen Sinne. Aber so oder so wollte Eragon so viel wissen und verstehen, wie er konnte, sowohl in seinem eigenen Interesse als auch im Interesse derer, für die er verantwortlich war.

Eine Erinnerung stieg in ihm auf: *Er stand auf einer kleinen Wiese am Rand von Ellesméra, umringt von Kiefern, die die Elfen in anmutige Gestalt gesungen hatten. Vor ihm lag ein Meer von Blumen, das fließende Muster in diese grasbestandene Oase inmitten des schattigen Waldes zeichnete. Bienen summten über der Blütenpracht, und Schmetterlinge flatterten über die*

Lichtung wie Blütenblätter, denen Flügel gewachsen waren. Der Schatten unter ihm war der eines Drachen, gesprenkelt mit Lichtreflexen von seinen rötlichen Schuppen.

Und alles war in Ordnung. Und alles war gut.

Eragon schüttelte sich und kehrte in die Gegenwart zurück. Schweißtropfen flogen ihm vom Gesicht. Seit die Eldunarí ihm ihr Bewusstsein geöffnet hatten und ihre Erinnerungen mit ihm teilten, sah er bruchstückhafte Szenen vor sich, die nicht aus seinem eigenen Leben stammten. Die Ausbrüche waren verwirrend, weil sie so unerwartet auftraten und er nur einen kleinen Teil des gewaltigen Erfahrungsschatzes verstand, der jetzt in seinen Kopf gepackt war. Dieses Wissen zur Gänze zu meistern, würde ein ganzes Leben in Anspruch nehmen.

Das war in Ordnung. Lernen war eine von Eragons größten Freuden und er hatte immer noch so viel über die Geschichte, über Alagaësia, die Drachen und das Leben im Allgemeinen zu lernen.

Diese spezielle Erinnerung gehörte einem Drachen namens Ivarros, der – soweit Eragon sich erinnerte – schon vor dem Sturz der Reiter einem für die Jahreszeit ungewöhnlich starken Gewitter zum Opfer gefallen war.

Die Bilder aus dem uralten Wald Du Weldenvarden ließen Eragon innehalten und er erinnerte sich an seine eigene Zeit in der Elfenstadt. Ein kleiner Stich durchzuckte sein Herz bei dem Gedanken an Arya, die jetzt Königin ihres Volkes war. Sie hatten mehrmals miteinander durch die Traumsichtspiegel gesprochen, die er im Drachenhorst der Festung aufbewahrte, aber sowohl er als auch sie waren mit ihren Pflichten beschäftigt, und ihre Gespräche waren rar gesät.

Saphira musterte ihn unter halb gesenkten Lidern. Dann schnaubte sie und ließ eine kleine Rauchwolke über den Boden rollen.

Eragon lächelte und holte aufs Neue mit seiner Spitzhacke aus. Das Leben war schön. Der Winter war vorüber. Die Haupthalle war fertiggestellt und das

Dach gedeckt. Weitere Räume näherten sich der Vollendung. Drei der einst wahnsinnigen Eldunarí waren von den Höhlen unten in die Halle der Farben gebracht worden: ein erster Erfolg des Einsatzes von Elva und ihren speziellen Fähigkeiten.

Das Mädchen, die Kräuterhexe und die Werkatze waren vor zwei Wochen aufgebrochen. Auch wenn es Eragon nicht leidgetan hatte, sie gehen zu sehen – ihre Gegenwart beunruhigte ihn immer ein wenig –, war er doch stolz auf die Zeit, die er mit Elva verbracht hatte. Er hatte seit der Ankunft des Mädchens jeden Tag mit ihr gearbeitet und sie so trainiert, wie Brom und Oromis ihn trainiert hatten. Sie hatte außerdem viel Zeit mit Saphira, Glaedr und einigen anderen Drachen verbracht, die bei Verstand waren. Als sie und Angela aufgebrochen waren, hatte Eragon bereits eine Veränderung in Elvas Verhalten bemerkt. Sie hatte ruhiger und entspannter gewirkt und ihre Äußerungen waren nicht mehr so spitz gewesen wie zuvor.

Eragon hoffte nur, dass die Verbesserungen von Dauer waren.

Als er gefragt hatte, wo sie hingehen wollten, hatte Angela geantwortet: »Oh, zu einem fernen Ufer, denke ich. Einem schönen, abgelegenen Ort, wo wir uns keine Sorgen um unwillkommene Überraschungen machen müssen.«

Im Laufe der vergangenen Monate hatte Eragon sein Bestes gegeben, um der Kräuterhexe weitere Antworten zu entlocken – über eine ganze Reihe von Themen –, aber er hätte genauso gut versuchen können, mit einem Zweig eine Granitmauer zu durchbrechen. Sie ließ seine Anstrengungen mit großer Leichtigkeit und stets erfolgreich von sich abprallen oder sonst wie ins Leere laufen. Preisgegeben hatte sie lediglich die Geschichte, wie sie und Solebum sich kennengelernt hatten – und das hatte für einen überaus vergnüglichen Abend gesorgt.

Ein rosa Streifen in der umgegrabenen Erde erregte Eragons Aufmerksamkeit. Er ließ seine Hacke sinken und kauerte sich hin, um sich den langen, gebänderten Regenwurm anzusehen, der sich seinen Weg über

die Schollen duftender Erde ertastete. »Komm her«, sagte er. Es tat ihm leid, dass er das Heim des Wurms zerstört hatte. Er hielt dem Wurm eine Hand hin und ließ ihn auf seine Finger kriechen. Dann hob er den Wurm aus der Erde, trug ihn einige Schritte weiter und setzte ihn in der Nähe eines trockenen Grasbüschels an einer Stelle ab, wo kein Beet geplant war und der Wurm sich wieder zurück in den Boden graben konnte.

Rufe erschollen aus dem Innern der Haupthalle: »Ebrithil! Ebrithil!« Die Elfe Ästrith erschien in der dunklen Tür, am ganzen Körper voller Schmutz und Staub, einen blutigen Kratzer auf dem rechten Unterarm und mit angespanntem Gesichtsausdruck.

Eragons Nacken kribbelte und alte Instinkte kamen in ihm hoch. Im Nu war er wieder bei seiner Spitzhacke, packte sie und rannte zur Haupthalle hinüber. Dort rief ihm Ästrith zu: »Der Stollen, in dem wir gearbeitet haben, ist eingestürzt. Zwei von ...«

»Welcher Stollen?« Eragon eilte mit ihr zusammen in die Halle. Auch Saphira erhob sich und stapfte hinter ihnen her.

»Auf der tiefsten Sohle. Die Zwerge haben versucht, einen Nebenstollen wieder zu öffnen, den sie gestern gefunden haben. Die Decke hat nachgegeben und zwei von ihnen sind jetzt unter den Steinen begraben.«

»Hast du Bloëdhgarm Bescheid gegeben?«

»Er wird uns dort treffen.«

Eragon brummte etwas.

Gemeinsam durchquerten sie die Haupthalle, rannten die Treppe hinunter und durch die Tür zu den Stollen der alten Mine unter der Festung. In der kalten Luft der unterirdischen Gewölbe bereute Eragon, dass er nicht wenigstens sein Hemd übergezogen hatte.

Tja ...

Einige Zeit eilten sie schweigend durch die in Serpentinen hinabführenden Stollen tief hinein in die Flanke des Arngor. An den Stollenwänden hingen in

regelmäßigen, aber großen Abständen Laternen und dazwischen wurden die Schatten dicht und dunkel.

Durch seine Verbindung zu ihr spürte Eragon, dass Saphira das Geschehen genau verfolgte. Sie fragte: *Wie kann ich helfen?*, und er spürte ihr Bedauern. Die Stollen waren zu eng für einen ausgewachsenen Drachen wie sie.

Halte dich einfach bereit. Ich werde womöglich deine Kraft brauchen.

Als er sich mit Ästrith den tiefsten Sohlen des alten Bergwerks näherte, erklangen weiter vorne ärgerliche Stimmen, die als unverständliches Gewirr vom blanken Stein widerhallten. Rund um den eingestürzten Bereich hing immer noch eine Staubwolke in der Luft, und drei Werlichter baumelten von der Decke und spendeten zusätzliches – wenn auch unruhiges – Licht.

Vier Zwerge tauchten aus dem Dunst auf. Eragon kannte sie alle. Sie hatten einen Weg durch den losen Schutt gegraben, um zu ihren verschütteten Brüdern zu gelangen. Die aus der Stollendecke gebrochenen Steine hatten sie zu beiden Seiten des Stollens aufgehäuft.

Ästrith zeigte auf einen riesigen Felsbrocken, der quer am Ende des schmalen Gangs lag. Mehrere pfeilgerade Risse teilten den Stein. Die Elfe sagte: »Ich habe den Fels mehrfach gespalten, Ebrithil, damit wir die kleineren Brocken einzeln aus dem Weg schaffen können, aber wenn wir auch nur einen davon bewegen, wird die Decke sofort weiter einbrechen, und ich bin nicht stark genug, um das zu verhindern.«

Der Vormann der Zwerge – er hieß Drûmgar und trug einen dichten Vollbart – nickte. »Sie hat recht, Jurgencarmitder. Wir brauchen deine Hilfe und die Hilfe der Drachen.«

Eragon lehnte seine Hacke gegen die Wand und schloss für einen Moment die Augen. Er sandte seinen Geist aus und suchte nach den begrabenen Zwergen ... *Dort.* Mehrere Schritte vor sich spürte er ein einzelnes Bewusstsein, schwach und unstet wie eine Kerze im Wind.

Waren es nicht zwei Zwerge gewesen, die bei dem Einsturz unter dem

Geröll begraben worden waren?

Eragon wagte es nicht, länger zu warten. Er spürte, wie das Leben aus diesem Zwerg sickerte. »Tretet zurück«, sagte er.

Ästrith und die Zwerge beeilten sich, seinem Befehl zu folgen. Dann beschwore Eragon seine Verbindung zu Saphira – und durch sie eine zu den Eldunarí in der Halle der Farben – und sprach ein einziges Wort der Macht: »*Reisa.*«

Das Wort war einfach, aber was Eragon damit beabsichtigte, nicht. Es ist aber die Absicht, die den Ausschlag für die Ausführung eines Zaubers gibt.

Knarren und Ächzen und ein schauriges Kreischen hallte durch den Tunnel, als die Masse herabgestürzten Gesteins sich vom Boden hob. Es kostete ihn schlagartig eine gewaltige Menge Energie. Ohne die Kraft der Drachen wäre Eragon ohnmächtig geworden und hätte die Kontrolle über den Zauber verloren.

Neu aufgewirbelte Staubschwaden erfüllten die Luft, als Eragon die Steine zurück in die zerborstene Decke des Stollens presste. Er hustete unwillkürlich, dann sagte er: »*Melthna.*«

Auf seinen magischen Befehl hin verschmolzen alle Steine, die er hochhielt, miteinander, mit den umliegenden Wänden und mit den Gebeinen des Arngor selbst. Ein Hitzeschwall – heiß genug, um Eragons Wangen brennen zu lassen und ihm die Haare auf der Brust zu versengen – drang aus dem jetzt wieder festen Gestein.

Er stieß den Atem aus, den er angehalten hatte, und beendete den Zauber. *Danke*, sagte er zu Saphira und durch sie zu den Eldunarí.

Als die Luft sich klärte, lagen vor ihnen im flackernden Licht die gekrümmten Gestalten der beiden Zwerge, um sie herum überall Blutflecken.

Drûmgar und die anderen Zwerge waren sofort bei ihren Clan-Brüdern. Eragon folgte ihnen etwas langsamer, weil er immer noch die Nachwirkungen des von ihm gewirkten Zaubers spürte.

Dann stöhnten die Zwerge, rauften sich Bart und Haupthaar, und bald war der Stollen erfüllt von ihren Klagen. Eragon wurde schwer ums Herz. Wieder sandte er seinen Geist aus und suchte nach irgendeinem Lebenszeichen in den beiden zerschmetterten Leibern.

Nichts. Beide Zwerge waren tot.

So schnell er auch gewesen war – er hatte sie nicht retten können. Eragon ließ sich auf die Knie fallen und blinzelte die jäh aufsteigenden Tränen weg. Die Namen der beiden Zwerge waren Nál und Brimling. Eragon hatte sie nicht gut gekannt, aber so manches Mal spätabends am Feuer gesehen. Sie waren immer gut gelaunt gewesen und hatten oft ein Lied oder einen Scherz auf den Lippen gehabt.

Ästrith legte ihm eine Hand auf die Schulter, aber das war nur ein schwacher Trost.

Eragon senkte den Kopf und ließ seinen Tränen freien Lauf. Trotz all der Zauber, die er gelernt hatte, und der Kräfte, die er erhalten hatte, seit er ein Drachenreiter war – und trotz all der Kräfte der Drachen –, überstiegen manche Dinge immer noch seine Fähigkeiten.

Er konnte mit einem Wort gewaltige Mengen von Steinen anheben, aber den Tod konnte er nicht bezwingen. Das konnte niemand.

Der Rest des Tages verging wie in einem grauen Nebel. Die Zwerge nahmen ihre Toten mit, um ihnen die Glieder zu richten, sie zu waschen, in feine Gewänder zu kleiden, ihnen die Bärte zu ölen und sie mit allem, was nötig war, auf die Beisetzung in Gräber aus Stein vorzubereiten, wie es die Sitte ihres Volkes war.

Eragon half Ästrith und Bloëdhgarm, der erst spät im Stollen eingetroffen war, diesen Bereich des Bergwerks noch weiter abzusichern, um künftige Einstürze zu verhindern. Dann zog er sich müde und mit Kummer im Herzen in den Drachenhorst zurück und kauerte sich für eine unruhige Stunde Schlaf neben Saphira.

Er war noch immer betrübt und niedergeschlagen und hatte sein inneres Gleichgewicht noch nicht wiedergefunden, als der Abend kam. Die Elfen versuchten, ihn mit verschiedenen hehren Phrasen zu trösten, aber ihre leidenschaftslose Logik trug wenig dazu bei, seine Stimmung zu heben. Noch taten das die wenigen anderen Menschen – darunter Nasuadas persönliche Gesandte Marleth Oddsford. Die meisten von ihnen hatten während des Winters mit den Zwergen eng zusammengearbeitet und der Verlust von Nál und Brimling traf sie noch schwerer als Eragon.

Doch Eragon vergaß seine Stellung nicht. Er tat seine Pflicht und ging von einem der bekümmerten Zwerge zum nächsten und murmelte Worte der Ermutigung und des Trostes. Sowohl Hruthmund als auch Drûmgar dankten ihm dafür, und er versprach, den Begräbnissen am nächsten Tag beizuwohnen.

Im Laufe der Nacht zog es Eragon zu der Feuerstelle hin, wo die Urgals sich versammelt hatten. Sie waren laut und ungestüm, und obwohl sie die Zwerge nicht besonders mochten, hob ihr Anführer Skarghaz seinen Becher zu Ehren von Nál und Brimling. Gemeinsam stießen die Urgals daraufhin ein Brüllen aus, das es mit dem von Saphira aufnehmen konnte.

Noch später, als die anderen sich zurückgezogen hatten, saß Eragon bei den Urgals und trank Rekk – den die Urgals aus vergorenen Rohrkolben machten –, während Saphira in einer Ecke döste.

»Reiter!«, donnerte Skarghaz. »Du bist zu traurig.«

Er war ein breiter Kull mit herabhängenden Schultern und langem Haar, das er in einem Zopf über seinem nackten Rücken trug. Selbst im tiefsten Winter ließ er sich selten dazu herab, mehr anzuziehen als eine grobe Weste.

Eragon konnte das nicht bestreiten. »Du irrst dich nicht«, erwiderte er und sprach jedes Wort überdeutlich aus.

Der gewaltige Kull nahm einen Schluck Rekk aus einem nicht minder gewaltigen Becher. Dann winkte er einen anderen Urgal heran: einen

stämmigen, ein wenig speckbäuchigen Mann mit einer langen roten Narbe, die sich quer über sein Gesicht zog. »Irsk! Erzähl unserem Reiter eine Geschichte, um seine Leber zu beruhigen. Erzähl ihm eine Geschichte aus den alten Zeiten.«

»In *dieser* Sprache?«, fragte Irsk. Er verzog das Gesicht und entblößte dabei seine Reißzähne.

»Ja, in *dieser* Sprache, *Drajl!*«, brüllte Skarghaz und warf ein leeres Rekkfass nach dem kleineren Urgal.

Das Fass prallte von Irsks Hörnern ab. Er duckte sich nicht oder zuckte zusammen, sondern knurrte nur und ließ sich vor dem Feuer auf den steinernen Boden sinken. »Dann gib mir eine Trommel.«

Auf Skarghaz' Befehl lief einer der Urgals los und kam rasch mit einer kleinen Felltrommel zurück. Irsk klemmte sie sich zwischen die Beine und hielt dann einen Moment inne, seine Hände mit den dicken Fingern ruhten auf der Tierhaut. Er erklärte: »Ich muss die Worte der Urgralgra in die deiner Art ändern, Reiter. Sie werden nicht so klingen, wie sie sollten, obwohl ich jetzt seit fast drei Wintern gelernt habe, wie ihr sprecht.«

»Ich bin mir sicher, dass du deine Sache gut machen wirst«, erwiderte Eragon. Ihm war bereits aufgefallen, dass Irsk die Sprache der Menschen besser sprach als die anderen Urgals. Eragon fragte sich, ob das daran lag, dass Irsk eine Ausbildung als Barde und Sänger hatte. Er richtete sich höher auf und beugte sich vor, neugierig darauf, was der Urgal vortragen würde.

In ihrer Ecke öffnete Saphira ihr Auge gerade so weit, dass ein schmaler Strich des leuchtenden Blaus zu sehen war.

Skarghaz ließ seinen Becher auf den Oberschenkel niederfahren und Rekk spritzte über den Boden. »Genug gewartet, Irsk! Erzähl die Geschichte. Erzähl die vom großen Kulkaras.«

Wieder knurrte Irsk. Er senkte für einen Moment das Kinn, dann schlug er ein einziges Mal kräftig auf die Trommel und begann zu sprechen.

Die Worte des Urgals waren zwar etwas grob und ungeschlacht, doch in ihnen lag viel Wahrheit, wie Eragon feststellte. Und während er lauschte, fühlte er sich in eine andere Zeit und an einen anderen Ort versetzt, und die Ereignisse von Irsks Geschichte erschienen ihm bald so real wie die Halle selbst.

VIII.



Der Wurm vom Kulkaras

Der Tag, an dem der Drache kam, war ein Tag des Todes.

Er kam von Norden, ein dunkler Schatten, den der Wind mit sich trug. Stumm und still glitt er über das Tal und verdunkelte mit seinen samtigen Flügeln die Sonne. Wo er landete, gingen Feld und Wald in Flammen auf, Aschewolken verdreckten die Bäche, wilde Tiere flohen – und die Gehörnten ebenso. Schreie der Trauer und des Entsetzens zerrissen die Sommerluft.

Der Drache hieß Vêrmund der Grimmige. Es war ein alter und grausamer Drache, schlau und erfahren. Die Kunde davon drang aus dem Norden zu ihnen. Aber es hatte sie nie der geringste Hinweis, geschweige denn eine Warnung erreicht, dass er seine Höhle in jenen frostkalten Fernen verlassen hatte.

Und doch war er da. Schwarz wie verkohlte Knochen, mit wie poliert glänzenden Schuppen und einer Kehle voller Feuer.

Ilgra, die noch zu den Jungen zählte, war mit ihren Freunden an einem von frischem Quellwasser gespeisten Bergsee, in dem sie oft schwammen, hoch oben in den Bergfalten der östlichen Talseite. Von dort aus sah sie, wie der Drache ihre Höfe mit Feuer, Klauen und den Hieben seines gezackten Schwanzes verwüstete. Als die Krieger vom Stamm Skgaro angriffen – mit Bogen und Speer und Axt –, verzehrte sie Vêrmunds Flamme, oder er trampelte sie nieder und machte auf diese Weise ihrem Streben ein Ende. Nicht einmal die schärfste Klinge konnte seine Haut durchstoßen, und die Skgaro hatten keine Magier, die ihnen in der Schlacht halfen. So waren sie dem Drachen auf Gedeih und Verderb ausgeliefert. Sie konnten ihn lediglich ärgern und ihm lästig sein, aber aufhalten konnten sie ihn nicht. Nie und

nimmer.

Bösartiger Wurm, der er war, fraß Vêrmund jeden, der in seine Nähe kam, Mann oder Frau, Alt oder Jung. Niemand blieb verschont. Er fraß auch ihr Vieh, trieb die Tiere mit Flammenwänden in die Enge und machte sich über die hilflosen Geschöpfe her, bis seine Lefzen trieften vor Blut und der Boden nur noch ein dunkelrotes Schlachtfeld war.

All das und mehr sah Ilgra mit an. Sie konnte nichts tun, um zu helfen. Daher blieb sie am See, obwohl das Warten ebenso schmerzte wie eine Wunde. Einige Freunde von ihr waren nicht so weise und stürzten sich in die Schlacht, und viele von ihnen kamen nicht zurück.

Als der Drache auf die Hütte ihrer Familie losging, bleckte Ilgra die Zähne und knurrte hilflos. Er kam näher und noch näher und dann zermalmte das schuppige Ungeheuer seelenruhig mit einem einzigen Hieb ihr Zuhause.

Ein Heulen entfuhr Ilgras Kehle und sie sank auf die Knie und umfasste die Spitzen ihrer Hörner.

Erleichterung milderte ihre Qual, als sie ihre Mutter aus den Trümmern stolpern sah, und mit ihr Yhana, Ilgras jüngere Schwester. Aber ihre Erleichterung fand ein jähes Ende, denn Vêrmund senkte das Haupt auf sie herab, und sein heißes Maul öffnete sich.

Vom anderen Ende der Felder kam Ilgras Vater herbeigerannt, den Speer hoch erhoben. Hoffnung erfüllte ihr Herz. Ihr Vater war der Erste unter den Gesalbten. Es gab nur wenige, die es mit seiner Kraft aufnehmen konnten, und obwohl er im Vergleich zu dem Drachen klein war, wusste sie, dass sein Mut groß war wie der der Götter. Vor vier Wintern war ein hungriger Höhlenbär von den Bergen heruntergekommen und ihr Vater hatte sich ihm mit nichts als einem Messer in der einen Hand und einem Knüppel in der anderen in den Weg gestellt. Und er hatte den Bären erlegt, hatte ihn mit einem Schnitt in die Flanke und einem harten Schlag auf den Kopf getötet.

Der Schädel der Bestie hatte seither über ihrer Feuerstelle gehangen.

Ilgra war sich sicher, dass von allen Männern aus dem Stamm der Skgaro *er* Vêrmund den Grimmigen aufhalten konnte.

Selbst bei all dem Tumult hörte Ilgra ihren Vater den schrecklichen Drachen herausfordern und ihm Flüche entgegenbrüllen. Schnell wie eine Schlange drehte Vêrmund sich zu ihm um. Unerschrocken stürmte ihr Vater vorbei an dem pflugförmigen Kiefer des Wurms und trieb den Speer in eine Lücke zwischen den Schuppen von Vêrmunds gepanzertem Hals.

Die Klinge verfehlte ihr Ziel und das Klinke von Metall auf Stein klang vom Grund des Tals bis zu Ilgra herauf.

Die Kälte tödlicher Furcht lähmte ihre Glieder, als Vêrmund ein donnerndes Keckern ausstieß, so mächtig, dass die Erde zitterte. Die Belustigung des Drachen erzürnte sie und sie knirschte aufgebracht mit den Zähnen. Wie konnte er es wagen, über ihr Unglück zu lachen!

Krieger bis zuletzt, stieß ihr Vater einen Schrei aus und rannte zwischen Vêrmunds Beine, wo der Drache schlecht hinkam.

Aber das Ungeheuer bäumte sich auf und füllte den mächtigen Blasebalg seiner Lungen, und Ilgra heulte erneut auf, als ein blau gerichteter Feuerstrom ihren Vater verschlang.

Die Last der Verzweiflung zerdrückte Ilgra beinahe das Herz und Tränen quollen ihr aus den Augen.

Doch das Opfer ihres Vaters war nicht umsonst. Während er Vêrmund abgelenkt hatte, waren ihre Mutter und ihre Schwester vor dem Drachen geflohen. Rahna, der Jägerin, sei Dank, zeigte Vêrmund kein Interesse, sie zu verfolgen, sondern hielt sich stattdessen an ihre Herden.

Da alle Männer und Frauen des Stamms tot oder verjagt waren, hatte Vêrmund Zeit, sich in aller Ruhe satt zu fressen. Ilgra blieb auf dem Boden sitzen und sah ihm weinend zu. Überlebende kamen nach und nach zu ihr hochgeklettert, die Kleider versengt und zerrissen und einige mit furchtbaren Wunden. Gemeinsam kauerten sie sich hinter die Felsen, stumm wie das

Kaninchen vor der Schlange.

Feuer breiteten sich im Tal aus. Ganze Baumreihen – knorrige alte Kiefern, die Hunderte Fuß hoch waren – explodierten in orangegelben Flammensäulen. Das Krachen hallte zwischen den Gipfeln wider. Funkenwirbel stoben in langen Schlieren in den Himmel, während das Feuer die Flanken der Berge hinaufkletterte. Rauchschwaden verpesteten die Luft, und Asche fiel dick wie Schnee herab, bis Zwilicht sich über das Tal legte, ein dunkles Leichtentuch der Zerstörung, schwer von Trauer, bitter von Zorn.

Vêrmund stopfte sich den Bauch mit ihren Schafen, Ziegen und Schweinen voll, bis er dick und rund herabhing, schwanger von seiner Völlerei. Als er endlich gesättigt war, erhob der Drache sich schwerfällig in den düsteren Himmel.

Doch er flog nicht weit. Ob wegen seines Bauches oder weil noch immer Vieh übrig war, das er fressen konnte, wusste Ilgra nicht. Jedenfalls bewegte der mörderische alte Wurm sich nicht weiter als bis zum Ursprung des Tals. Dort landete er auf dem höchsten Berg: dem hohen, schneebedeckten Kulkaras. Er wand seinen Körper um den schroffen Gipfel, schob die Schnauze unter den Schwanz und schloss mit einem letzten feurigen Seufzer die Augen. So schlief er ein, und solange er schlief, regte er sich nicht mehr.

Ilgra starrte durch den Rauch zu dem massigen dunklen Leib in der Ferne hinüber: einem Pestgeschwür auf dem Gipfel des Kulkaras. Während Hass sich kalt und klamm um ihr Herz schloss, schwor Ilgra den schrecklichsten Eid, den sie kannte, denn sie hatte jetzt nur noch ein Ziel ...

Vêrmund den Grimmigen zu töten. Den Wurm vom Kulkaras zu töten.

○ ○ ○

Als sie es endlich für sicher hielten, versammelten sich jene, die vom Stamm der Skgaro übrig waren, im Süden des Tals, in der Hütte von Zhar, der sich um die Fischfallen kümmerte. Ilgra saß in einer dunklen Ecke der Hütte und

kaute an ihrem Schweigen, während der Kreis der alten Mütter, der Herndall, darüber debattierte, was am besten zu tun sei. Zuerst wählten sie einen Kriegshäuptling unter den Männern, die noch lebten: Arvog, den größten, stärksten und schnellsten von ihnen allen. Er war ein Gesalbter, wie es Ilgras Vater gewesen war, und er überragte jene, die es nicht waren. Aber gesalbt oder nicht, Arvog verließ sich auf die Weisheit der Mütter, und sie waren es, die über das weitere Vorgehen entschieden.

Der Stamm drängte sich geschlagene drei Tage in Zhars Hütte zusammen, bis sie langsam glaubten, dass Vêrmund vielleicht doch nicht zurückkehren würde. Nachdem die grausame Steuer seines Hungers gezahlt war und mehr als das, hatte der Wurm vielleicht das Interesse an jenen verloren, die entkommen waren. Vielleicht.

Während sie warteten, sangen sie die Totenlieder für ihre gefallenen Stammesgenossen und legten Opfergaben für jeden ihrer Götter am Schrein in Zhars Hütte nieder. Aber die meisten für Svarvok, den König der Götter, denn jetzt brauchten sie seine Kraft mehr denn je. Ilgra sang zusammen mit ihrer Mutter und ihrer Schwester – sang, bis sie eine leere Hülle war und nichts mehr hatte als ihre Stimme –, und gemeinsam betrauerten sie ihren Verlust.

Am Ende des dritten Tages kehrten die mutigeren Stammesmitglieder im Schutz der Dunkelheit ins Dorf zurück, um Vorräte zu holen und nach Verletzten zu suchen. Sie fanden nur einen: Darvek, den Schnitzer, der zwei Finger verloren hatte, aber die Hände ansonsten immer noch gebrauchen konnte.

Vier weitere Tage verbrachte der Stamm mit Warten. In dieser Zeit ließ Vêrmund keine Regung erkennen. Wäre da nicht die gelegentliche Rauchwolke gewesen, die aus seinen Nüstern aufstieg, hätte er ebenso gut tot sein können. Trotzdem traf der Stamm Vorbereitungen, dem Drachen erneut gegenüberzutreten. Unter Arvogs Anleitung fertigten sie Speere aus jungen

Bäumen und Pfeile aus Harriegel, kochten Leder für ihre Rüstungen und schärften ihre Klingen. Ilgra half bei den kriegerischen Vorbereitungen voller Eifer mit, entschlossen, alles in ihrer Macht Stehende zu tun, um den Drachen besiegen zu helfen.

Denn die Herndall hatten entschieden: Sie würden bleiben, das Tal gehörte ihnen, und Vêrmund war ein Eindringling, der den Tod verdiente. Alles, was sie besaßen, lag in diesem schmalen Tal, im Schatten des Kulkaras. Außerdem: Würden sie fortgehen, wären sie bald auf dem Gebiet gegnerischer Stämme, und so wenige, wie sie nun waren, hegten die Skgaro wenig Hoffnung, mit Waffengewalt neues Land zu gewinnen.

Auch Vêrmund konnten sie unmöglich im offenen Kampf besiegen, aber es wurde viel geredet am Feuer in der Hütte, über Schliche und Fallen, und ein Gefühl von verwegener Hoffnung breitete sich aus. Die wahrscheinlich beste Weise, den Drachen zu töten, stimmten sie alle überein, würde darin bestehen, den Kulkaras zu erklimmen und Vêrmund eine Klinge ins Auge zu stoßen, während er dalag und träumte.

Doch zuerst mussten die Toten geborgen werden. Ohne die überlieferten Riten würden ihre Geister nicht die Ruhe finden, die sie verdienten, und keiner der Skgaro legte es darauf an, von jenen verflucht zu werden, die Vêrmund niedergemetzelt hatte. Aber Furcht war nicht ihr einziger Ansporn, sondern auch Trauer und Respekt.

»Wir müssen uns beeilen«, mahnte Arvog, »damit wir Vêrmund angreifen können, bevor er erwacht.«

Ilgra beschloss, sich der Gruppe anzuschließen, die die Leichen bergen sollte. Der Gedanke an die Überreste ihres Vaters – falls es Überreste gab –, die auf einem offenen Feld lagen, wo die Vögel und wilden Tiere womöglich daran nagten, machte ihr mehr zu schaffen, als sie in Worte fassen konnte. Es war ein großes Unrecht, und sie war fest entschlossen, es wiedergutzumachen.

Aus dem Waffenlager wählte sie einen Speer. Sie wusch die Klinge mit ihrem Blut und nannte ihn Gorgoth oder *Rache*.

Ihre Mutter erhob Einwände und sagte, Ilgra sei noch zu jung. »Du hast noch nicht das Alter der *Ozhthim* erreicht und du hast deine Prüfungen noch nicht bestanden. Warte ab und überlass das jenen, die ihre Stärke bereits bewiesen haben.«

Aber Ilgra begehrte auf. »Nein. Ich habe meine Hörner. Ich werde nicht dasitzen und mich verstecken, während andere sich hinauswagen.«

Und so riss sie sich von ihrer Mutter los und trat mit Arvogs Kriegerschar ans Feuer. Sie schickten sie nicht weg, sondern hießen sie in ihrer Mitte willkommen, denn ihre Zahl war gering, und sie brauchten jeden, der bereit war zu helfen.

Am Morgen des achten Tages begleitete Ilgra Arvog und den Rest der Kriegerschar, als sie sich zurück in die schwelenden Ruinen ihres Dorfes schllichen. Die Feuer auf den Feldern und an den Bergflanken waren erloschen, das Land war schwarz versengt. Viele der Hütten standen noch, wenn auch nur wenige unbeschadet geblieben waren. Einige hatten zerrissene Strohdächer, andere eine eingestürzte Mauer oder einen gebrochenen Balken, und alles war rußig und stank nach Rauch.

Die Suche nach den Toten inmitten der Verwüstung war keine leichte Aufgabe. Sie arbeiteten in Gruppen, um den Schutt zu durchforsten und die zerwühlte Erde, und sie machten viele grausige Entdeckungen. Eine Blutspur, ein Knochensplitter – Körperteile derer, die sie geliebt hatten und die achtlos liegen geblieben waren, wo der mordlustige Drache seine Opfer verschlungen hatte. Oft war es unmöglich, die Körperteile jemandem zuzuordnen. Daher ließ Arvog sie alle in der Mitte des Dorfes zusammentragen und dort baute die Kriegerschar ihnen einen gebührenden Scheiterhaufen.

Ilgra arbeitete einen halben Tag lang an der Seite der anderen; stumm, außer in den Momenten, wenn sie auf eine Frage oder einen Befehl reagierte.

Als sie endlich eine Pause machten, ruhte sie sich nicht aus, sondern ging zu den Trümmern der eingestürzten Hütte ihrer Familie.

Dort stieß Ilgra neben dem Haufen versengter Balken auf das, was von ihrem Vater übrig war: eine verkrümmte, kaum wiederzuerkennende Gestalt, schwarz verkohlt vom Drachenfeuer. Trauer und Zorn – gleichermaßen stark und gleichermaßen schrecklich – durchbohrten ihr Herz, und sie kniete sich neben ihn und weinte.

Ihr Leben lang hatte ihr Vater die Familie beschützt. Doch im entscheidenden Moment, als der abscheuliche Wurm ihn bedroht hatte, war Ilgra nicht da gewesen, um *ihn* zu beschützen. Es war ein Versagen, das Ilgra niemals wiedergutmachen konnte, und sie wusste, dass es sie ihr ganzes Leben lang verfolgen würde.

Wenn auch versengt und verfärbt, war das linke Horn ihres Vaters unversehrt. Sobald Ilgra wieder in der Lage war, sich zu rühren, schnitt sie es ihm vom Kopf. Dabei sang sie zu den Göttern, in der Hoffnung, dass ihre Gebete ihm den Weg ins Jenseits ebneten.

Dann nahm sie seinen Leichnam und trug ihn zum Scheiterhaufen in der Mitte des Dorfes. Das Gewicht ihres toten Vaters in ihren Armen war etwas, das Ilgra so schnell nicht vergessen würde.

Ihre leidvolle Suche setzte sich bis spät in den Abend hinein fort, bis sie sich ziemlich sicher waren, dass sie auch das letzte Stück der geschundenen Leiber ihrer Stammesgenossen gefunden und in trauernder Ehrerbietung auf den Scheiterhaufen gelegt hatten. Dann vollzogen Ilgra und der Rest der Kriegerschar die erforderlichen Rituale und Arvog entzündete den Turm aus aufeinandergestapeltem Holz.

Es war ein Begräbnis, das für die tapfersten Krieger taugte. Und alle Toten waren Krieger, selbst die Jungen. Der verhasste Drache hatte sie im Kampf getötet. Sie verdienten die gleiche Anerkennung wie jeder Gehörnte, der starb, während er plünderte oder rang oder ansonsten irgendwie versuchte,

seinem Namen Ehre zu machen.

Als der Scheiterhaufen hell aufloderte, trat Arvog vor, entblößte vor dem großen Kulkaras die Kehle – und vor Vêrmund auf dessen Gipfel – und brüllte so laut, dass sein Ruf durch das ganze Tal hallte. Andere stimmten ein, auch Ilgra, bis sie alle dem Berg mit wunden Kehlen ihre Kriegsrufe entgegenbrüllten. Es war eine törichte, nutzlose Geste, mit der sie riskierten, den Zorn des Drachen zu wecken, aber das kümmerte sie nicht.

Der Lärm schreckte einen Rabenschwarm aus den Bäumen auf. Falls Vêrmund das in seinem Schlummer störte, ließ er es sich nicht anmerken. Er wirkte vollkommen ahnungslos – oder schlimmer noch, gleichgültig – gegenüber dem Tal dort unten.

Die Kriegerschar hielt Wache, solange der Scheiterhaufen brannte, und als die Nacht hereinbrach, schlügen sie ihr Lager auf der kalten Erde auf. Ilgra brachte es nicht über sich, zu schlafen, daher blieb sie neben der Flammensäule stehen, hielt ihren Speer umklammert und starrte auf das Band nachtdunkler Schwärze, das sich eng um den Gipfel des Kulkaras schlang.

○ ○ ○

Die Sterne schimmerten noch am Himmel, und ein Anflug grauen Lichts war gerade erst über den östlichen Bergen erschienen, als Arvog und sechs andere Krieger aufbrachen, um den Kulkaras zu erklimmen und den Drachen Vêrmund zu töten.

Ilgra bettelte, sie begleiten zu dürfen, um ihren Durst nach Rache zu stillen. Aber Arvog lehnte ab, erklärte, sie sei zu jung, zu unerfahren. »Wir haben nur eine Chance, den Wurm zu überrumpeln.«

Und Ilgra hasste es, dass er recht hatte.

Dann fügte er hinzu: »Gräme dich nicht, Ilgra. Wenn Svarvok dir hold ist, wirst du heute all das Blut bekommen, nach dem du dich verzehrst. Unser ganzer Stamm wird es bekommen.«

Damit fand Ilgra sich ab, aber es gefiel ihr nicht. Sie mochte jung sein und auch unerprobт, aber der Zorn, der in ihrem Bauch brannte, kannte nicht seinesgleichen, und sie fühlte sich im Geiste – wenn auch nicht von der Statur her – den Mächtigsten der Gehörnten ebenbürtig.

Mit Arvog an der Spitze brachen die sieben Krieger auf. Ilgra und die übrige Kriegerschar standen neben dem Grab aus Kohlen und schauten schweigend zu.

Sie waren übereingekommen, dass mittags der beste Zeitpunkt sei, Vêrmund anzugreifen. Drachen waren wie die großen Bergkatzen dafür bekannt, vorwiegend am frühen Morgen und am späten Abend zu jagen. Wenn die Sonne ihren höchsten Stand erreicht hatte, war die Wahrscheinlichkeit am größten, dass Vêrmund sich im Tiefschlaf befand und daher am verletzlichsten war – falls man einen Drachen von der Größe Vêrmunds überhaupt als verletzlich bezeichnen konnte.

Der Kulkaras war ein Ehrfurcht gebietender Berg, und selbst für die starken und zähen Gehörnten vom Stamm Skgaro war es alles andere als leicht, den Gipfel zu erreichen. Der Weg war tückisch, voller steiler Aufstiege, schmaler Felsvorsprünge und Hänge mit Geröllfeldern. Es war nur selten der Fall, dass einer der Skgaro danach trachtete, die Krone des hohen Kulkaras zu erreichen, es sei denn, ihn trieb eine Vision, die Ehre oder der Wahnsinn. In Ilgras ganzem Leben hatte nur einer von ihrem Stamm es versucht: ein junger Krieger mit Namen Nalvog, der vorgehabt hatte, sich durch diese Leistung zu beweisen, nachdem er sich nicht durch die Kraft seiner Arme hatte beweisen können. Aber Nalvog war bei dem Versuch gescheitert und hatte angesichts dieser Schande selbst die Verbannung aus dem Dorf gewählt. Seither hatte man ihn nicht mehr gesehen.

Während sie warteten, suchten Ilgra und ihre Gefährten den Schutt nach noch brauchbaren Werkzeugen und kostbaren Besitztümern ab. Der Tag war trostlos und bewölkt, und immer wieder ging plötzlich ein Regenschauer auf

sie nieder.

Die Kälte kroch Ilgra in die Knochen. Sie kauerte sich in den Windschatten eines Futterschuppens und zog sich den Wolfsfellumhang fest um die Schultern. Wie zuvor wanderte ihr Blick in Richtung Kulkaras und zu Vêrmund oben auf dem Gipfel. Aber sie sah weder eine Spur von Arvog und seiner Kriegerschar, noch drangen Rufe oder Waffengeklirr an ihre gespitzten Ohren.

Der Tag schleppte sich dahin.

Gegen Mittag behauptete einer von Ilgras Gefährten, Yarzhek, etwas vom Berg oben zu hören: ein Knacken oder eine Art Schrei. Aber kein anderer in dem zerstörten Dorf hörte es und Ilgra hatte Zweifel. Kurz darauf entdeckte sie etwas, das wie eine Rauchwolke aussah und vom Kulkaras aufstieg. Aber nachdem sie das Gebilde eine Weile beobachtet hatte, kam sie zu dem Schluss, dass es nur ein Wolkenfetzen war.

Als die Sonne sich dem schartigen Kamm der Talflanke näherte, schien klar zu sein, dass Arvogs Gruppe entweder in ihrem Vorhaben aufgehalten worden oder gänzlich gescheitert war.

Mutlos versammelten Ilgra und die anderen sich um die Überreste des Scheiterhaufens. Dort saßen sie schweigend mit hochgezogenen Schultern, während sich die Abenddämmerung über das Tal breitete.

Der blasse Mond spähte gerade über die Berge, als sie sich nähernde Schritte hörten. Vier der sieben Männer, die aufgebrochen waren, kamen den Pfad vom Kulkaras wieder herab. Alle waren blutverschmiert und voller Dreck, wund gelaufen und hungrig. Arvog und ein weiterer der Gesalbten trugen einen der Skgaro, der wohl ein gebrochenes Fußgelenk hatte. Arvog selbst hatte eine tiefe Schnittwunde auf der Stirn.

Ilgra betrachtete die Schnittwunde mit Wohlwollen. Sie stand ihm gut zu Gesicht. »Was ist geschehen?«, fragte sie.

Arvog legte ihren verletzten Kameraden nieder und antwortete: »Der

Drache hat uns gehört. Gehört oder gerochen, ich weiß nicht, was. Aber als wir näher kamen, hat er den Schwanz gehoben und ihn auf uns niederfahren lassen. Wir vier sind mit knapper Not nicht zermalmt worden. Die anderen ...« Er schüttelte den Kopf. »Wir sind nicht an ihre Leichen herangekommen.«

Da senkte Ilgra bekümmert den Kopf und betrauerte das Sterben ihrer Kameraden. Sie hoffte, dass ihre Geister eines Tages sicheres Geleit ins Jenseits finden würden.

Voller Trauer machte sich der verbliebene Rest der Kriegerschar auf den Rückweg durch Dunkelheit und Regen. Als sie Zhars Hütte erreichten, legte Arvog dem Stamm vollständig Rechenschaft über ihren Kriegszug ab, und die Herndall beschlossen: Sie würden Vêrmund den Grimmigen nicht noch einmal behelligen. Nicht bis sie einen besseren Plan hatten, sich den schlauen alten Wurm vom Hals zu schaffen.

Ilgra gefiel die Entscheidung ganz und gar nicht, sie hatte aber auch keinen besseren Vorschlag und hielt daher den Mund.

Dann sagte die Älteste der Herndall, Elgha Neunfinger: »Wir können uns glücklich schätzen, dass ihr Vêrmund nicht so sehr verärgert habt, dass er sich wieder auf die Jagd nach uns gemacht hat. Aber wir sollten auch nicht untätig bleiben. Drachen haben ein gutes Gedächtnis und vergeben nicht gern. Das ist bekannt.«

Und alle stimmten ihr zu.

Noch später, als sie bei ihrer Mutter und ihrer Schwester saß, zeigte Ilgra ihnen das Horn, das sie vom Kopf ihres Vaters geschnitten hatte. Als ältester Erbin stand das Horn ihr zu, aber Yhana berührte es und sagte: »Ich bin froh, dass du das getan hast.« Und Ilgra sah Tränen in ihren Augen und erkannte in dem Moment die Trauer ihrer Schwester. Sie war nicht geringer als ihre eigene.

○ ○ ○

Tage vergingen. In dieser Zeit tat der Stamm sein Bestes, den Drachen auf dem Kulkaras zu ignorieren. Sie spürten das Vieh auf, das den Angriff überlebt hatte, und fingen es ein. Sie retteten, was sie an Saatgut und sonst Brauchbarem finden konnten. Und einer nach dem anderen kehrten die Skgaro, deren Hütten noch heil genug waren, um dem Wetter zu trotzen, ins Dorf zurück.

Ilgras Vater war ein guter Jäger gewesen und ein Sprecher der Wahrheiten für die Gesalbten – eine Stellung von nicht geringer Bedeutung. Doch da er jetzt tot war und ihr Heim zerstört, blieb Ilgra und ihrer Familie nichts anderes übrig, als Zuflucht in der Hütte von Barzhqa zu suchen, dem Bruder ihrer Mutter und ihr vom Äußeren und Temperament sehr ähnlich.

Es machte Ilgra zu schaffen, dass sie von Barzhqas Großzügigkeit abhängig waren. Aber sie hatten kaum eine andere Wahl, und sie konnten sich glücklich schätzen, nicht mehr bei Zhar leben zu müssen, der immer nach Fisch stank.

Abends, wenn sie Zeit hatte, ging Ilgra mit dem Horn ihres Vaters zu einem Bach und tauchte es in die kräftige Strömung. Als das Mark des Horns weich war, kratzte sie es heraus und bearbeitete die Innenseite mit erhitzten Steinen, bis sie so glatt war wie Perlmutt. Dann gab sie das Horn Darvek, und er schnitzte ein Mundstück aus dem Oberschenkelknochen eines Bären, ritzte das Webmuster ihrer Familiengeschichte rund um das Schallende und band zuletzt einen ledernen Tragriemen mitten um das Horn.

Als es fertig war, wurde Ilgra das Herz weit vor Staunen. Sie führte das Mundstück an die Lippen und blies mit einem mächtigen Atemstoß in das Horn. Ein verwegener Ton erscholl, laut und tief – eine Herausforderung an alle, die sich ihr in den Weg stellen wollten. Ilgra hörte darin ein Echo der Stimme ihres Vaters und eine Mischung aus Trauer und Glück füllte ihre Augen mit Tränen.

Vierzehn Tage nach Vêrmunds blutiger Ernte erreichte sie ein wandernder Schamane aus dem Süden. Der Schamane war klein, aber dick, und seine Hörner schlängen sich zweimal um seine Ohren. Sein Name war Ulkrö und er hatte einen Stab mit eingeschnitzten Runen und einem eingelassenen daumengroßen Saphir bei sich. Er behauptete, er habe von Vêrmund gehört, und erklärte, dass er, Ulkrö, den Drachen töten könne.

Ilgra lauschte voller Groll: Wenn irgendjemand Vêrmund den Grimmigen tötete, dann sollte sie das sein. Aber das war ein selbstsüchtiger Wunsch, daher sprach sie ihn nicht aus. Der Schamane machte ihr Angst: Er zog seinen Stab durch das Feuer in der Hütte und ließ die Flammen nach seinem Befehl tanzen. Sie verstand nichts von Magie. Sie vertraute auf Knochen und Muskeln, nicht auf Worte und Gebräu.

Am nächsten Morgen brach Ulkrö auf, um auf den Kulkaras zu steigen und sich dem Drachen zu stellen. Der ganze Stamm erschien, eine stumme Versammlung finster blickender Gesichter, zu zermürbt von Trauer und Leid, um zu jubeln oder zu hoffen. Ulkrö machte ihre Stille mit Spott und Scherzen und Zurschaustellungen von Magie wett. Er beendete das Ganze mit einem Blitz aus seinem Stab, mit dem er einen Setzling spaltete, der zu Boden fiel. Daraufhin brach der Stamm sein Schweigen und stimmte einen Kriegsgesang an, während der Schamane aufbrach.

Als an diesem Abend die Sonne tief über den Berggipfeln hing und das Tal in purpurnen Schatten lag, hörte Ilgra ein Brüllen von Vêrmund. Furcht erfasste sie, und sie und ihre Familie eilten nach draußen, genau wie der Rest des Stamms Skgaro.

Hoch oben auf dem Kulkaras sahen sie, wie der Riesenwurm seine kohlrabenschwarzen Flügel ausbreitete und sich blindwütig in den bernsteinfarbenen Himmel erhob. Sein Kopf war eingehüllt in Lichtblitze, und Feuer brach aus seinem Maul, ein zorniges Banner, das sich kräuselte wie in einem brüllenden Sturm. Ganz und gar unnatürliche Schatten wanden

sich um den Drachen, und vom Kulkaras lösten sich Felsplatten und stürzten auf die Bäume weiter unten, wo sie zerbarsten.

Was immer man über den Schamanen Ulkrö sagen mochte, er war weder ein Feigling noch ein Schwächling, und seine Magie leistete ihm gute Dienste. Eine ganze Weile tobte ein wilder und wütender Kampf. Dann erklang zwischen den Bäumen das hohle Kreischen des Todesvogels, und rotes Licht loderte über dem Kulkaras auf – ein gewaltiger Strahl, hell genug, um die Wolken zu durchdringen und noch den Himmel selbst aufzureißen. Einen Augenblick später erlosch das Licht. Sie hörten Vêrmund ein triumphierendes Brüllen ausstoßen, dann war alles still.

Im ersten Licht der Morgendämmerung wagte Ilgra sich mit den Kriegern hinaus, voller Angst vor dem, was Ulkrö angerichtet hatte. Sie blickten nach Norden, und dort, auf dem Gipfel des Kulkaras, hatte Vêrmund seinen schuppigen Körper abermals um den schroffen Fels geschlungen, scheinbar ungerührt von den Ereignissen der vergangenen Nacht.

Ilgra spürte graue Hoffnungslosigkeit, die ihr die Kraft nahm. Sie betrachtete Gorgoth, ihren Speer, und fragte sich, wie viel Hoffnung *sie* hatte, jemals den Drachen zu besiegen. Es lag jedoch nicht in ihrer Natur aufzugeben. Ilgra war ihres Vaters Tochter. In seinem Namen schwor sie, ihre Rache zu bekommen.

○ ○ ○

Zwei Dinge hatte Ulkrö mit seinem Angriff bewiesen: Erstens, dass Vêrmund damit zufrieden war, auf dem Kulkaras zu bleiben und sich dort nach der Mahlzeit auszuschlafen. Zweitens, dass Magie dem Drachen nicht viel mehr anhaben konnte als Schwerter, Speere, Äxte oder Pfeile.

Es war eine entmutigende Erkenntnis für die Skgaro. Man redete davon, Netze mit Gewichten zu knüpfen, die groß genug werden sollten, um Vêrmunds Flügel darin einzufangen. Aber es ging bereits auf den Herbst zu,

und vieles musste getan werden, wenn sie den harten Bergwinter überleben wollten.

Also gaben die Skgaro ihre Pläne auf, den Drachen zu töten, und obwohl sie wussten, dass es ein Wagnis war, machten sie sich an den Wiederaufbau ihres Dorfes. Diesmal verwendeten sie mehr Stein als Holz zum Bauen, und es war eine ermüdende Arbeit für alle Männer, die lieber jagten oder plünderten oder Übungskämpfe ausfochten, um zu ermitteln, wer der Stärkste war. Aber sie hielten durch und all ihre Hütten erstanden von Neuem.

Die Skgaro gruben auch verborgene Erdhöhlen in die nahen Hügel und statteten sie gut mit Vorräten aus. Es ging gegen jede Faser ihres Seins, darüber nachzudenken, sich wie Beutetiere zu verstecken – die Gehörnten kuschten vor nichts und niemandem –, aber die Notwendigkeit zwang sie dazu. Die Jungen mussten überleben und das Vieh für das nächste Jahr genauso.

Und sie stellten Wachen auf, die den Kulkaras zu allen Zeiten beobachteten, bei Nacht und bei Tag. Sollte Vêrmund noch einmal herunterkommen, würde sie jemand warnen.

Ilgra übernahm so manche Wache. Wenn sie nicht auf ihrem Posten war – oder Steine klopfte oder den kärglichen Acker jätete oder das Vieh hütete oder eine der ungezählten anderen Aufgaben verrichtete, die von ihr verlangt wurden –, widmete sie sich dem Umgang mit ihrem Speer und lernte von Arvog und den anderen Kriegern, wie man am besten kämpfte. Es war unter den Gehörnten sowohl für Männer als auch für Frauen Sitte, den Waffengebrauch zu erlernen, denn sie waren ein kriegerisches Volk. Aber Ilgra unterzog sich den Übungen mit größerer Begeisterung als die meisten. Sie wendete sich ab von dem, was an Heim und Herd zu tun war, sehr zum Missfallen ihrer Mutter, und verausgabte sich im Wettstreit mit den Kriegern, bis sie sich gegen alle außer den Stärksten im Kampf gut hielt.

Auf diese Weise kroch das Jahr dahin. Mithilfe ihrer Stammesgenossen

vollendeten Ilgra und ihre Familie den Bau ihrer neuen Hütte, und anschließend waren sie damit beschäftigt, sie wohnlich zu machen, bevor es kalt wurde. Und noch immer hockte Vêrmund auf dem Kulkaras, versunken in seinen gefräßigen Schlummer. Bisweilen hörten sie ein Grollen vom Berg, wenn der Wurm sich bewegte oder schnarchte und dabei Eis und Schnee herabrauschen ließ. Und es gab Nächte, in denen Feuer die Wolken von unten erleuchtete, wenn Vêrmund besonders heftig ausatmete.

Unweigerlich versuchten die jüngeren Männer bald, sich einen Namen zu machen, indem sie den Kulkaras erstiegen und eine Markierung auf einem Felssporn in unmittelbarer Nähe des Drachen hinterließen, ohne ihn zu wecken. Die Herndall missbilligten das, aber ihre Missbilligung änderte nichts an dem Treiben.

Zuerst ärgerte Ilgra sich über die Verwegenheit dieser Klettereien. Aber dann kam sie zu dem Schluss, dass sie ihr halfen, denn sie dienten dazu, Vêrmund an gelegentliche Besucher zu gewöhnen – falls er sie überhaupt bemerkte. Die Berichte jener, die den Gipfel des Kulkaras erklimmen hatten, halfen ihr außerdem, ein Gefühl dafür zu bekommen, wie sie vielleicht das Gleiche bewerkstelligen konnte. Sie lauschte mit hungrigem Interesse jedem Krieger, wenn er zurückkam, und im Geiste stellte sie sich den Pfad vor und malte sich aus, wie sie sich an den schlafenden Wurm heranschlich ...

Näher als einen Steinwurf war niemand dem Drachen gekommen. Es war unmöglich, die letzten Schritte über den von Geröll übersäten Granit zu bewältigen, ohne Lärm zu verursachen. Keiner der Gehörnten, nicht einmal der Prahlerischste, war bereit, es zu versuchen.

Was Ilgra betraf, so würde sie es nicht riskieren, auf den Kulkaras zu klettern, es sei denn, sie war sich sicher, dass sie in der Lage war, den grimmigen Vêrmund zu töten. Also hielt sie durch und wartete ab.

Doch der Friede konnte nicht andauern. Der ganze Stamm wusste es, und sie lebten mit dem Wissen um das bevorstehende Verhängnis, und es

zermürbte sie.

○ ○ ○

Beim ersten Schneefall wurde ihr Albtraum wahr: Vêrmund erwachte, entfaltete mit einem Furcht einflößenden Brüllen die Flügel und erhob sich in die Luft. Er zog einige träge Kreise über dem glänzenden Gipfel des Kulkaras und kam dann ins Tal herabgerauscht.

Der Stamm floh. Ilgra ebenfalls. Sie umklammerte Yhana mit der einen Hand und Gorgoth mit der anderen, während ihre Mutter sich mühte, mit ihnen Schritt zu halten. Sie verteilten sich auf ihre Erdhöhlen und saßen dort zusammengekauert, während der Drachen zwischen ihren Hütten und Ländereien umherstrich. Diesmal versuchte niemand, Vêrmund anzugreifen. Die Männer fluchten und schwangen ihre Waffen, aber sie wagten es nicht, ihre Deckung zu verlassen.

Der schuppige alte Wurm kroch durch das Tal, verspeiste Hirsche und Schafe und alle möglichen anderen Tiere. Doch er fraß nur wenig im Vergleich zum ersten Mal und er legte nur ein kleines Feuer in den Feldern hinten am Bach.

Dann leckte Vêrmund sich mit einer Zunge, die Widerhaken hatte wie die einer Katze, die Lefzen. Scheinbar zufrieden schwang er sich wieder in die Lüfte und nach mehreren trägen Kreisen ließ er sich abermals auf dem Kulkaras nieder. Er stieß eine einzelne Rauchwolke aus, schob die Schnauze unter den Schwanz und schloss seine blutroten Augen.

Ungläublich kroch Ilgra aus ihrer Erdhöhle. Niemand aus dem Stamm war verletzt worden, und sie hatten nicht so viele Tiere verloren, dass sie hungrig mussten.

Die Herndall berieten sich. Dann nickte Elgha und sagte: »Das können wir ertragen.«

Und so war es. Ertragen war weder nach Ilgras Geschmack noch nach dem

der anderen Skgaro, aber es war besser, als gefressen zu werden.

Auf den Winter folgte der Frühling, auf den Frühling der Sommer und dann auf den Sommer wieder der Winter. Die Gehörnten jagten, bebauten das Land und paarten sich und der Stamm fand zu seiner alten Stärke zurück. Hoch oben schlang Vêrmund sich immer noch wie ein schwarzes Geschwür um die Krone des Kulkaras, eine ständige Bedrohung, die sie oft sahen und über die sie oft sprachen, die aber selten eine unmittelbare Gefahr darstellte. Je länger sie sich an seine Anwesenheit gewöhnten, desto mehr betrachteten die Skgaro Vêrmund als einen Teil der Landschaft und kaum noch als lebende Kreatur. Für sie war er nichts anderes als eine Naturgewalt: ein Schneesturm oder eine Seuche, die ohne Vorwarnung zuschlagen konnte und daher am besten zumeist unbeachtet blieb.

Danach gefragt, würden die Skgaro behaupten, sie hätten immer noch die Absicht, den Drachen zu töten, und abends knüpften sie oft Schnüre für die Netze, von denen sie ständig sprachen. Aber sie hätten davon um ein Vielfaches mehr von dem Garn benötigt als das, was sie in einer vernünftigen Zeitspanne herstellen konnten, und so blieben die Netze unvollendet.

Es stimmte, dass Vêrmund sich manchmal aus dem Schlummer erhob und fauchend und Feuer speiend herabgeflogen kam, um Tiere aus ihren Herden zu stehlen. Und wenn irgendein Mitglied des Stamms töricht genug war, ihn herauszufordern, fraß der Drache auch ihn. Doch Vêrmunds Angriffe waren nicht der wichtigste Teil ihres Lebens. Es musste immer noch Holz gehackt werden. Es musste immer noch Vieh vor Wölfen, Bären und scharfäugigen Bergkatzen gehütet werden. Felder mussten bestellt werden. Die täglichen Pflichten, die notwendig waren, um zu überleben, hatten Vorrang.

Und Ilgra war es zuwider. Sich so in sein Schicksal zu fügen, erzürnte sie maßlos. Ihr Blut schrie nach Rache und jeder Augenblick der Verzögerung war eine Enttäuschung. Schlimmer noch, es gab manche im Stamm, die in ehrfürchtigem Ton über Vêrmund zu sprechen begannen, als habe er Respekt

verdient. Mehrmals fand Ilgra, wenn sie Herden von einer Weide zur nächsten trieb, in den Hügeln am Fuß des Kulkaras kleine Schreine mit Opfergaben, Speisen und Getränken für den gierigen Wurm. Sie zerstörte sie alle. Hätte sie gewusst, wer diese Schreine gebaut hatte, hätte sie ihn mit Gorgoth verprügelt, bis der Missetäter von Kopf bis Fuß voller blauer Flecken gewesen wäre.

Ilgra behielt ihre Waffenübungen bei und ihre Stärke und Geschicklichkeit wuchsen weiter. Die Übungskämpfe mit Arvog waren keine Vorbereitung für den Kampf gegen den Drachen, aber sie gaben ihr mehr und mehr Vertrauen in ihre Fähigkeiten.

Spät in diesem Winter kam der Tag ihrer *Ozhthim*, und mit ihm kamen die Prüfungen, in denen Ilgra vor dem ganzen Stamm ihren Mut beweisen musste. Trotz ihrer Angst hielt sie durch und am Ende bezeichneten die Mütter sie als volles Mitglied des Stammes der Skgaro.

Aber die Prüfungen waren sehr hart. Das sollten sie auch sein. Es vergingen sieben Tage, bevor Ilgra sich genügend erholt hatte, um ihre Hütte zu verlassen, und drei Monate, bevor die Wunden an ihrer Brust verheilt waren. Ilgra trug die Narben als das Ehrenabzeichen, das sie waren, und wünschte, ihr Vater wäre da gewesen, um sie zu sehen. Sie wusste, dass er stolz auf sie gewesen wäre. Kein einziges Mal hatte sie während der ganzen Tortur aufgeschrien. Kein einziges Mal.

Als die Prüfungen beendet waren und ihre Fähigkeiten mit Gorgoth weit fortgeschritten, fühlte Ilgra sich endlich bereit, ihren Absichten Taten folgen zu lassen. Aber sie wartete noch ab, bis am Ende des Winters der größte Teil der Schneekappe hoch oben auf der Kuppe des Kulkaras geschmolzen war. Eines Abends dann, als die Luft mild war und die Felder grün, packte sie einen Beutel mit Salbe gegen Brandwunden und mit Beeren und Käse und getrockneten Fleischstreifen. Sie schärfte Gorgoth noch einmal – bis er mit der leisesten Berührung ein Haar durchschnitt – und bürstete und reinigte

ihren Lederpanzer und ölte ihn, sodass er im Feuer der Hütte glänzte.

Sie erzählte ihrer Mutter und Schwester nichts von ihren Plänen, sondern küsste nur beide auf die Stirn, bevor sie zu Bett ging.

Als im Morgengrauen die ersten Vögel sangen, erhob Ilgra sich, schlüpfte aus der Hütte und wandte sich in der Kühle des Morgens dem Kulkaras zu.

Niemand bemerkte sie, als sie sich durchs Dorf schlich, nicht einmal Razhag, der Wachposten. Sobald sie am Waldrand ankam, beschleunigte Ilgra ihre Schritte, bis sie einen teils felsigen Nebenkamm erreichte, über den sie den Kulkaras hinaufsteigen konnte. Demselben Weg war der Schamane Ulkrö gefolgt und das gab ihr zu denken.

Dennoch steigerte sich die Aufregung, die Ilgras Herz erfüllte, stetig, und sie ging leichten Schrittes weiter, froh darüber, endlich etwas zu tun.

Trotz Ulkrös Scheitern und trotz des Scheiterns von Arvogs Kriegerschar zuvor war Ilgra sich sicher, dass sie Erfolg haben konnte, wo jene versagt hatten. Die Gründe für ihr Selbstvertrauen waren einfach: Sie würde nicht versuchen, es in einem offenen Kampf mit Vêrmund aufzunehmen. (Zwar war Ilgra bereit, auf der Suche nach Rache ihr Leben aufs Spiel zu setzen, jedoch nicht, es in einem hoffnungslosen Eröffnungszug wegzuwerfen.) Und sie war zu der Überzeugung gelangt, dass Arvogs Kriegerschar bei der Mission wegen des Lärms gescheitert war, den die sieben Krieger auf dem Fels verursacht hatten. Den Männern, die einzeln den Kulkaras bestiegen hatten, war dies gelungen, ohne Vêrmunds Aufmerksamkeit zu erregen. Daher dachte Ilgra, dass sie das Gleiche tun konnte. Ganz allein konnte sie auf eine Weise leise sein, wie das keine Gruppe von Gehörnten vermochte, und sie hatte darüber hinaus noch andere Möglichkeiten, nicht entdeckt zu werden ...

Dann würde es nur noch eine Frage eines schnellen Stoßes von Gorgoth unterhalb von Vêrmunds gepanzertem Augenlid sein und der Drache würde sterben. Der Stoß würde tief genug geführt werden müssen, um das Gehirn

des Wurms zu erreichen, aber Ilgra hatte keinen Zweifel, dass sie – im Gedenken an ihren Vater, das ihren Arm leitete – ihr Ziel treffen konnte.

Als sie auf einen kleinen Bach stieß, der aus dem Boden sprudelte und durch eine moosbewachsene Senke floss, machte sie eine Pause, um dort ihre Schläuche zu füllen. Sie hielt sie unter das eisige Wasser, atmete tief ein und genoss den Geruch des Baches und das friedliche Gurgeln des Wassers über Holz und Stein. Denn sie wusste, dass es vielleicht das letzte Mal war, dass sie sich an diesem einfachen Vergnügen erfreuen konnte.

Sie bahnte sich weiter einen Weg durch Gestüpp und Dornensträucher, über Hänge und Grade, über Sättel und durch Mulden, bis das Dorf dort unten nur noch ein zusammengeschrumpfter Haufen war, so winzig wie Spielzeughütten. Oft blockierten große Felsblöcke ihren Weg und Ilgra musste sich beim Darüberklettern einen gefährlichen Halt nach dem anderen suchen. Sie wusste, dass sie, wenn ihre Hände abrutschten, womöglich ihr Leben verlor. Die Sonne stach den ganzen Tag heiß vom Himmel, und Schweiß sammelte sich auf ihrer Stirn und tropfte ihr in die Augen, sodass sie brannten. Sie aß im Gehen, aber wenig, weil sie nicht wollte, dass ihr vom Essen der Magen schwer wurde.

Der Kulkaras war so steil, dass er ihr fast während des gesamten Aufstiegs die Sicht auf Vêrmunds massigen Körper nahm. Doch sie hörte den Drachen, hörte ihn im Schlaf schnarchen und knurren, und wenn er sein Gewicht verlagerte, stöhnte der Berg, und Vögel stoben erschrocken aus den Zweigen der Bäume auf.

Letztendlich und unweigerlich kam Vêrmund in Sicht. Zuerst ein Teil seines Schwanzes, der wie eine große schwarze Klippe, scharf und gezackt, über die Seite des Kulkaras hinausragte. Dann eine Falte des Flügels, dicker als jede Haut und durchzogen von pulsierenden Adern, die so dick waren wie ihre eigenen Beine. Und zu allerletzt die riesigen weißen Krallen eines Vorderbeins – gebogen, gezackt und grausam spitz – und darüber der

keilförmige Kopf des Drachen, teilweise bedeckt von seinem Schwanz. Ein strenger Geruch haftete dem Wurm an, wie herber Moschus, der sie an die Höhle einer großen Raubkatze erinnerte. Es war ein warnender Duft, der Duft eines Fleischfressers.

Ilgra blieb beim ersten Blick auf den noch fernen Vêrmund stehen und traf ihre letzten Vorbereitungen. Sie band sich Lumpen um die Füße, damit sie sich nicht durch unerwünschte Geräusche verriet. Und sie goss Wasser auf die karge Erde und beschmierte sich damit, um ihren eigenen Geruch zu verdecken. Wäre sie auf der Jagd nach Rehen gewesen, hätte sie Kiefernnadeln oder Würgegras benutzt, aber so hoch auf dem Berg wuchsen nur Moos und Flechten. Zu guter Letzt rieb sie sich die Haut mit einer Wollmatte ab, die sie über die Feuerstelle in ihrer Hütte gehängt hatte, um den Geruch von Rauch zu sammeln. Der Wurm spie so oft Rauch aus den Nüstern, dass er sicher schon lange aufgehört hatte, ihn zu riechen.

Dann nahm Ilgra ihren Mut zusammen und setzte ihre Kletterpartie fort, aber langsamer und vorsichtiger als zuvor.

Als sie einige Zeit später freie Sicht auf Vêrmunds Kopf hatte, erstarre sie, und ihr Herz schlug doppelt so schnell wie zuvor. Sie sah einen roten Schlitz an Vêrmunds Auge und begriff, dass das gepanzerte Lid im Schlaf halb geöffnet war. Sie betrachtete den Berggipfel: Das Gestein war verwittert und in schwere Platten geborsten. Tiefe Kratzer vernarbten die Oberfläche und Schuppen so groß wie ihre beiden Hände lagen im Geröll verstreut. Kleinere Mulden, die im Schatten lagen, waren noch von Schnee bedeckt. Nicht weit von dem angelegten Flügel des Drachen entdeckte Ilgra den oben abgeflachten Felsen mit den Zeichen derjenigen Krieger, die den Gipfel erreicht hatten.

Sorgsam darauf bedacht, die lose herumliegenden Steine nicht zu berühren, schlich Ilgra um den Drachen herum. Dabei hielt sie sich immer im Schatten der Steinplatten, die sie vor dem blutroten Auge verbargen. Wenn sie nah

genug herankam, konnte sie zustoßen, bevor der Wurm die Möglichkeit hatte, zu reagieren. Selbst wenn es ihr nicht gelang, ihn zu töten, würde sie ihn doch auf einem Auge blenden, und er wäre künftig im Nachteil.

Sie flüsterte ein Gebet an ihren Vater und an Rahna, Königin der Götter, und machte sich damit Mut.

Weil die Luft so dünn war, hätte sie am liebsten gekeucht. Die gespannte Erwartung beschleunigte ihren Puls. Jeder Muskel in ihrem Körper war straff gespannt, bereit zum Angriff. Vor Aufregung zitterte sie und ihre Schritte wurden unsicher. Schon jetzt spürte sie den Rausch der Kampfeswut – den großen Segen und Fluch ihres Volkes – in sich aufsteigen, und sie bleckte in wilder Freude die Zähne.

Fast eine Stunde verstrich, bevor Ilgra sich endlich hinter eine Felsplatte schob, nah genug an Vêrmunds riesigem Kopf, um zuzustoßen. Sie blieb dort hocken, während sie ihre Atmung beruhigte und ihren Geist bereit machte. Sollte sie sterben, würde es ein ruhmreicher Tod sein, und der Stamm würde noch über Generationen hinweg ihren Namen singen. Sie berührte das Horn ihres Vaters, das an ihrer Hüfte hing. Sie wünschte, sie könnte es blasen, aber sie wagte es nicht, so den Vorteil der Überraschung aufzugeben. Ihre Aussicht auf Erfolg beruhte genau darauf.

Ilgra holte tief Luft. Dann schwang sie sich über den Fels und rannte mit hocherhobenem Speer auf den Drachen zu. Drei schnelle Schritte, und sie stieß ihre Waffe in Richtung des schmalen Schlitzes von Vêrmunds schlafendem Auge.

Der Drache blinzelte.

Mit einem lauten *Ping* zerbrach die Klinge des Speers an Vêrmunds schuppigem Lid und der Schaft prallte in Ilgras Hände zurück und betäubte ihr die Finger. Sie taumelte zurück. Für einen kurzen Moment stand sie reglos und verwirrt da.

Das Lid hob sich. Ein flammendes, rot gerändertes Auge starrte auf sie

herab, die Pupille ein schwarzer Spalt, groß genug, um hindurchzugehen. Das Auge füllte den Himmel aus. Es beherrschte ihr Sein, hielt sie mit förmlich greifbarer Kraft fest. Dann schläng sich der Geist des Drachen um ihren eigenen und Ilgra schrumpfte zusammen vor dessen gewaltiger und unverständlicher Natur. Von ihm verspürte sie weder Überraschung noch Zorn und auch keine Erheiterung, sondern das Schlimmste von allem: Gleichgültigkeit.

Ihr Bewusstsein geriet unter dem vernichtenden Ansturm von Vêrmunds Geist ins Wanken. Die Welt schien um sie herum zu kippen, Dunkelheit klaffte mit einem hungrigen Grinsen weit auf, und alles, was sie wusste, und alles, was sie war, war nicht wichtiger als ein Staubflöckchen, das in einer endlosen Leere schwebte.

Zorn befreite Ilgra aus dem gefährlichen Zugriff des Drachen und sie packte das Horn ihres Vaters und wich zurück. Sie konnte viele Dinge von dem Wurm ertragen, aber keine Gleichgültigkeit. Niemals! Und wenn es das Letzte war, was sie tat, sie würde Vêrmund aus seiner Teilnahmslosigkeit aufschrecken und ihn zwingen zu reagieren, ihn zwingen, sie zu *respektieren*. So viel schuldete er ihr – und ihrem Stamm.

Ilgra hob das Horn an die Lippen und wollte damit gerade ihre Entrüstung deutlich machen, als das Geröll ihr zum Verhängnis wurde. Ihr Fuß rutschte auf einem losen Stein aus und sie stürzte rücklings von dem kahlen Grat auf dem Gipfel des stolzen Kulkaras.

Sie ruderte mit den Armen und Gorgoth glitt ihr aus der Hand. Da sie keinen Halt fand, zog sie das Horn an den Bauch und hielt es fest umklammert, während Himmel und Berg schwindelerregend schnell um sie herumwirbelten. Eis und Schnee gaben unter ihr nach, dann Büsche und Zweige, bis Ilgra – mit einem so heftigen Ruck, dass die Welt um sie herum weiß aufblitzte und ein Schauer von Sternen ihr die Sicht trübte – endlich auf dem gewundenen Stamm einer windgepeitschten Fichte landete.

Wie alle Gehörnten hatte Ilgra eine dicke Haut, so dick wie die eines Winterkeilers. Sie beschützte sie vor vielen Wunden, aber sie konnte sie nicht vor dem Schlimmsten bewahren. Als ihr Atem in keuchenden Stößen zurückkehrte und sie versuchte, sich zu bewegen, stellte Ilgra fest, dass sie sich ein Bein gebrochen hatte. Sie schrie vor Schmerz auf.

Ihr Speer war nirgends zu sehen.

Ohne jede Hoffnung lag sie eine Weile da, schaute zum Gipfel hinauf und wartete darauf, dass Vêrmund die Wand des Kulkaras herabgekrochen kam und sie verschlang. Sie konnte weder wegrennen noch kämpfen oder sich verstecken. Daher tat Ilgra das einzig Vernünftige und rührte sich nicht, um ihre Kräfte zu schonen.

Aber Vêrmund tauchte nicht auf. Es schien, dass sie, was den Drachen betraf, vollkommen unwichtig war. Die Erkenntnis machte Ilgra fast ebenso zu schaffen wie ihr gebrochenes Bein. Es war nicht recht, dass der Wurm solche Macht über ihrer aller Leben hatte – die Macht über Leben und Tod selbst –, während sie für ihn nicht mehr waren als umherhuschende Mäuse.

Ilgra knurrte und richtete sich auf, obwohl die Anstrengung sie fast erneut aufschreien ließ. Sie klammerte sich an den Baum, so wie sich ein Ertrinkender an den dünnsten Halm klammert, und wartete, während der quälende Schmerz in ihrem Bein langsam nachließ. Sie untersuchte das Horn ihres Vaters, dessen Riemen sie noch immer um ihre Faust gewunden hatte, und war froh, es unversehrt zu finden.

Als Ilgra versuchte sich zu bewegen, glitzerte es strahlend blau im nahen Gestrüpp. Neugierig ließ sie sich auf Hände und Knie nieder und kroch näher. Jedes Mal, wenn sie ihr Bein über den Boden bewegte, durchfuhr sie der Schmerz wie eine Lanze. Sie teilte das Gestrüpp mit den Händen, und dort, inmitten der knorriegen Zweige, lag der Stab von Ulkrö, dem Schamanen.

Sie staunte, denn das Holz schien vom rauen Klima des Berges unversehrt

geblieben zu sein. Ilgra griff nach dem Stab, und als sie ihn vor sich hielt, traf sie einen Entschluss: Wenn sie Vêrmund nicht mit der Kraft ihrer Glieder bezwingen konnte, würde sie ihn mit weniger ehrlichen Mitteln besiegen müssen – mit Zaubern und Geistern und dem Verdrehen von Worten. Der Gedanke machte ihr Angst, aber Ilgra hatte ihre Angst noch nie gewinnen lassen.

Dann gab sie dem Stab den gleichen Namen, den sie schon ihrem Speer gegeben hatte: Gorgoth oder *Rache*.

Sie kroch zurück zu der Fichte, brach einen Ast ab und band ihn sich mit einem von ihrem Hemd abgerissenen Stoffstreifen an das gebrochene Bein. Anschließend benutzte sie den Stab als Krücke und machte sich an den langen Abstieg vom Kulkaras hinunter ins Tal.

Es war eine elende Quälerei. Jeder Schritt schmerzte. Es dauerte auch nicht lange, bis Ilgras Kehle trocken wurde und ihr Magen sich meldete, denn sie hatte bei dem Sturz ihren Wasservorrat und ihren Proviant verloren.

Sie legte oft Pausen ein, um ihr Bein zu schonen, und die Abenddämmerung war schon weit fortgeschritten, als das gelbe Licht der ersten Hütte zwischen den Ästen der Bäume erschien. Ein willkommener Anblick, denn er versprach Wärme und Sicherheit und eine gute Mahlzeit.

Arvog und Moqtar fanden sie, bevor sie die Hütte erreichte. Erleichtert begrüßten sie sie und betrachteten voller Staunen den Stab, den sie trug. Die beiden hatten seit dem Morgen hier auf sie gewartet. Nachdem sich herumgesprochen hatte, dass sie fortgegangen war, hatten sie nicht lange gebraucht, um ihre Fährte zu finden, erklärte Arvog. Dann waren sie ihr bis zum Fuß des Kulkaras gefolgt. Doch niemand hatte es gewagt weiterzugehen, aus Furcht davor, was Vêrmund wohl tun würde, wenn sie den Drachen weckte. Aber sie hatten Wache gehalten, in der Hoffnung, dass sie zurückkehren würde.

»Deine Mutter macht sich große Sorgen«, sagte Arvog mit seiner tiefen,

dröhnen Stimme.

Ilgra nickte. Sie hatte nichts anderes erwartet.

Sie trugen sie zurück nach Hause. Dort stürzten sich ihre Mutter und ihre Schwester mit solch grimmiger Sorge auf Ilgra, dass es selbst Vêrmund – so bösartig er war – gerührt hätte. Und doch spürte Ilgra, dass ihre Mutter trotz der Knüffe und der Vorwürfe stolz war: Was Ilgra getan hatte, war ebenso viel wert wie die Taten der tapfersten Krieger. Und obwohl es ihr nicht gelungen war, den Drachen zu töten, hatte sie mit Ulkrös Stab doch einen gewaltigen Schatz geborgen.

Auch Yhana schien stolz zu sein, und sie sagte: »Wären mir schon meine Hörner gewachsen, wäre ich mit dir gegangen, Ilgra-Schwester. Du hast getan, was ich noch nicht tun kann, und darüber bin ich froh.«

Dann sagte ihre Mutter: »Du bist jetzt fertig damit, ja? Du hast getan, was die Ehre fordert. Du wirst keine weiteren Torheiten versuchen.«

Aber Ilgras Unzufriedenheit war immer noch da. Solange Vêrmund lebte, konnte sie nicht ruhen. Nur das Blut des Drachen würde ihren Durst nach Rache stillen. Sie wollte genau das sagen, aber die Ankunft der Heilerin beendete das Gespräch.

Ein lederner Gürtel wurde Ilgra zwischen die Zähne geschoben, und sie biss darauf, während die Heilerin den Knochen in ihrem Bein gerade zog und richtete. Sie gab keinen Laut von sich, sondern starnte zur Decke empor und dachte an den Stab und an alles, was sie lernen musste. Ilgra war jung und unerschrocken.

○ ○ ○

Das Bein verheilte schlecht. Sie hatte es bei ihrem Abstieg vom Kulkaras weiter beschädigt, und der Knochen wuchs schief zusammen, sodass sie für immer hinkte, da ein Bein kürzer war als das andere. Es schmerzte auch, bei Nässe und Kälte und nach Spaziergängen, aber Ilgra ließ sich durch die

Beschwerden niemals davon abhalten, hinzugehen, wo sie wollte.

Doch eines war gewiss: Ihre Tage als Kriegerin waren vorüber. Sie konnte schlecht das Gleichgewicht halten, und wenn ein Widersacher gegen ihr verkrüppeltes Bein schlug, würde es nachgeben und wahrscheinlich wieder brechen.

Das Wissen war ein bitterer Tropfen auf ihrer Zunge. Ilgra ertappte sich dabei, dass ihre Gedanken ungewohnte Wege gingen, dunkel und verworren. Bisweilen erinnerte sie sich an das Gefühl von Vêrmunds Geist, und dann schien ihr die Welt dunkel und fern, und sie saß still da, bis das Gefühl verging.

Trotz ihres Beins wuchs Ilgra noch. Im Herbst war klar, dass sie eine Gesalbte war wie ihr Vater vor ihr, und einer nach dem anderen kamen die Männer, um sie zu umwerben. Jene, die sie nicht ignorieren konnte, schlug sie mit Gorgoth auf Kopf und Schultern und verjagte sie auf diese Weise. Denn der Stamm fürchtete den Stab und die Magie, die er enthielt.

Ihre Mutter und ihre Schwester missbilligten ihr Verhalten, aber Ilgra verspürte kein Verlangen, einen Gefährten zu nehmen. Das würde sie nur von ihrem eigentlichen Ziel ablenken. Sie verriet jedoch nichts von ihren Absichten und behauptete nur, kein Mann habe genug dafür getan, ihre Gunst zu gewinnen. Das war für den Moment ausreichend, um die Sorge der anderen zu zerstreuen.

Was sie an Zeit für sich allein hatte, verbrachte Ilgra mit dem Studium des Stabes. Sie versuchte, seine Geheimnisse zu ergründen, aber ihre Bemühungen trugen keine Früchte. Sie verstand nichts von Magie, und was immer der Stab an Kräften besaß – von Ulkrö darin gebannt –, blieb ihr ein Rätsel.

Sie wurde immer unzufriedener darüber, dass sie nicht die geringsten Fortschritte machte. Ilgra konnte nachts kaum schlafen, weil sie über das Rätsel nachdachte, das der Stab darstellte. Zu guter Letzt beschloss sie spät

im Jahr, dass ihre einzige Hoffnung auf Erfolg darin lag, sich einen Mentor zu suchen, der sie in Magie unterwies. Der Gedanke, das Tal zu verlassen, schmerzte sie sehr, aber nichts zu tun, war für sie eine noch weit größere Qual.

Ausnahmsweise einmal lächelte das Glück auf sie herab. Gerade als Ilgra mit ihren Vorbereitungen begann, erschien ein weiterer Schamane im Dorf, und sein Name war Qarzhad Steinfäust. Ihm zeigte Ilgra den Stab und gestand ihm ihren Wunsch, die magischen Künste zu erlernen. Aber Qarzhad lachte nur spöttisch und erhob kraft seines Amtes Anspruch auf den Stab.

Ilgra lachte über seinen Anspruch und der ganze Stamm lachte mit ihr. Kein Fremder sagte den Skgaro, welche Beute sie behalten durften und was sie abgeben mussten, nicht einmal ein Schamane. Dann verkeilte Qarzhad seine Hörner mit denen von Ilgra, aus Gelächter wurden Drohungen, und erst nach vielem Ringen und Schreien erzielten sie eine Übereinkunft, die beide unzufrieden machte – das Kennzeichen aller guten Übereinkünfte. Worauf sie sich einigten, war eine Wette: eine ganze Runde Maghra, drei Spiele zu je drei Partien. Sollte Ilgra gewinnen, würde Qarzhad sie als Lehrling annehmen und sie sein geheimes Wissen lehren. Und sollte Qarzhad gewinnen, würde Ilgra den Stab herausgeben, und das wäre das Ende der Angelegenheit.

Wenn auch überrascht von Ilgras Forderung, erhob ihre Mutter keine Einwände. Schamanin zu werden bedeutete, eine wichtige Person zu werden. Es würde ihrer Familie Ehre einbringen. Darüber hinaus konnte jeder Stamm, der über einen eigenen Zauberwirker verfügte, sicher sein, den Winter zu überstehen.

Der Wettstreit fand am gleichen Abend statt. Das ganze Dorf versammelte sich in Arvogs Hütte, um zuzuschauen. Ilgra und Qarzhad saßen mit gesenkten Hörnern da, einer dem anderen gegenüber, den polierten Knochentisch zwischen sich.

Neun Spiele insgesamt spielten sie, da neun die heilige Zahl war. Ilgra

gewann *Boxer*, die erste Dreierpartie, und Qarzhad gewann *Beißer*, die zweite Partie. Nichts anderes hatte Ilgra erwartet. Als sie zu *Brecher* übergingen, der dritten und letzten Partie, wusste Ilgra, dass sie das Oberhorn hatte. *Brecher* konnte entweder gewonnen werden, indem man seinen Gegner angriff oder indem man vor ihm floh und ihn so in eine Falle lockte, die man selbst gestellt hatte. Wie die meisten Krieger war Qarzhad zu stolz, um zu fliehen, aber Ilgra selbst besaß keinen Stolz mehr. Es interessierte sie nur, zu gewinnen. Also floh sie und durch ihre Flucht gewann sie.

Qarzhad verfluchte sie, aber eine Wette war eine Wette, und er stand zu seinem Wort.

Im ersten Licht des Morgens traf Ilgra sich mit dem Schamanen auf einer einsamen Wiese am schattigen Waldrand und ihre Lehrzeit begann.

○ ○ ○

Drei Monate lang rackerte Ilgra sich unter Qarzhads Anweisung ab. Er war ein grausamer und unerbittlicher Lehrmeister, aber das machte Ilgra nichts aus. Sie wollte lernen, und sie war bereit, sich weit über die gewohnten Grenzen hinaus anzustrengen.

Und sie lernte tatsächlich. Qarzhad lehrte sie die Regeln der Magie und der alten Sprache, die man benutzte, um die Welt nach dem eigenen Willen neu zu formen. Er zeigte Ilgra, wie sie ihre Gedanken und Gefühle beherrschen und wie sie den Geist anderer berühren konnte, so wie Vêrmund es mit ihrem Geist getan hatte. Wenn sie allein war, lernte Ilgra die Namen und Worte auswendig, die Qarzhad bereit war, mit ihr zu teilen: Worte der Macht, die von der wahren Natur der Dinge sprachen.

Ihre Mutter und der gesamte Stamm befreiten Ilgra von allen Pflichten bis auf die grundlegendsten, damit sie sich ganz dem Studium widmen konnte. Ilgra erzählte ihnen jedoch nichts von ihrem höheren Ziel – nicht einmal ihrer Familie – und zog es vor, es in ihrem Herzen zu tragen.

Am Ende der drei Monate brach Qarzhad Steinfaust wieder auf. Er war im Herzen ein Wanderer, und es gab andere Stämme – ohne Schamanen –, die seine Hilfe brauchten. Bevor er ging, gab er Ilgra eine Reihe von Aufgaben: Fähigkeiten, die sie beherrschen, Worte, die sie üben, und Werkzeuge, die sie herstellen sollte. Außerdem eine Liste von Verboten. Dinge, die sie *nicht* tun sollte – an erster Stelle stand das Verbot, Magie anzuwenden, die gegen die Gesetze der Natur verstieß. Und an zweiter Stelle jeglicher Zauber mit Ulkrös Stab.

Während er fort war, setzte Ilgra unbeirrbar ihre Übungen fort. Sie versuchte sich selbst zu übertreffen, um Qarzhad bei seiner Rückkehr zu überraschen und ihr höheres Ziel umso schneller zu erreichen. Für eine ganze Weile hatte Ilgra das Gefühl, als schläge sie ihren Kopf gegen einen Stein: Nichts an der Magie fiel ihr leicht. Aber sie ließ nicht locker, und genau wie ein Horn zu langsam wächst, um es von einem Tag auf den anderen sehen zu können, und es doch nach einer Spanne von Monaten deutlich sichtbare Veränderungen gibt, so machte auch Ilgras Verständnis für Magie Fortschritte.

Die Verwendung von Magie fühlte sich seltsam für sie an. Ilgra war es nicht gewohnt, Worte oder Gedanken zu benutzen, um eine Veränderung zu erzwingen. Zuerst kam es ihr vor wie Betrug. Aber das Wirken der Magie verlangte ihr ebenfalls einen Preis ab, der vom Ehrgeiz ihrer Absicht abhing. Und dieser Preis beruhigte Ilgra, versicherte ihr, dass sie immer noch eine Gehörnte war und kein Geist oder Gott. Sie war nach wie vor an die Erde und die Bäume und die Realität des Lebens selbst gebunden.

Gegen Ende der Ernte kehrte Qarzhad zurück, und Ilgra zeigte ihm alles, was sie schon konnte. Falls der Schamane beeindruckt war, zeigte er es nicht, sondern ließ sie nur noch härter arbeiten und gab ihr weitere Aufgaben – solche, die sie zwangen, weit über die Grenzen ihrer Fähigkeiten hinauszuwachsen.

Wieder blieb Qarzhad einige Monate und brach dann abermals auf, um seine Wanderschaft fortzusetzen. In gleicher Weise ging Ilgras Lehrzeit weiter.

Aus Monaten wurden Jahreszeiten und aus Jahreszeiten Jahre, und Ilgra lernte viele Dinge: Sie lernte die wahren Namen der Hirsche und der Bären und aller Vögel und Tiere der Berge. Außerdem die Namen der Pflanzen, ganz gleich, wie groß oder klein sie waren. Und sie lernte, zum Wind und zur Erde zu sprechen und zu den Flammen des Feuers und wie sie sie dazu bringen konnte, ihrem Willen zu folgen. Das Rätsel des Stahls lernte sie, die Geheimnisse des Bindens und Lösen, des Schützens und des Schaffens.

Mit der Zeit lehrte Qarzhad sie die Wahrheit über den Stab – nicht länger Ulkrös Stab, sondern *ihrer*. Der in sein Ende eingelassene Saphir hatte eine ungeheure Kraft gespeichert, die sich wie eine aufgewühlte See an seinen Facetten brach und gegen die Wände ihres Gefängnisses brandete. Sollten diese Wände brechen, würde das Meer in einer Sturzflut über alles hereinbrechen und alles vernichten, was sich in der Nähe befand. Aber wenn der Schamane, der den Stab führte, weise war, konnte er die Kraft seinem Willen unterwerfen und sie benutzen, um große Leistungen zu vollbringen – Leistungen, die ansonsten das Vermögen einer einzelnen Person hoffnungslos überstiegen. Die Kraft durfte jedoch nicht vergeudet werden. Sie war ein Schatz, wertvoller als der Stein selbst: ein glänzender Hort, den Ulkrö und sein Meister vor ihm im Laufe ihrer Leben angesammelt hatten. Die Kraft sollte bewahrt werden für Momente außerordentlicher Not. In der Zwischenzeit sollte Ilgra den ihr anvertrauten Hort der Kraft weiter mehren und mit der ihres eigenen Körpers nähren, damit er noch größer wurde und sie ihn eines Tages weitergeben konnte.

Und Ilgra verstand: Die Kraft war ein Vermächtnis. Aber sie hatte nicht die Absicht, es zu bewahren, und deshalb fühlte sie sich schuldig.

Zweimal begleitete sie Qarzhad auf seiner Wanderschaft. Sie hatte das Tal

der Skgaro noch nie zuvor verlassen und der Anblick neuer Berge begeisterte und beunruhigte sie gleichermaßen. Die Stämme, die sie besuchten, lebten nach unbekannten Sitten, die ihr oft das Gefühl gaben, an ihrem Feuer nicht willkommen zu sein. Trotzdem war das Reisen nützlich, und sie war dankbar für die Erfahrungen, denn sie offenbarten ihr die wahre Größe der Welt. Mehr als das, sie stärkten ihre Liebe und ihre Wertschätzung für ihr Zuhause. Das Tal enthielt alles, was ein Stamm brauchte: sauberes Wasser, reichlich Wild, Bäume und Steine zum Bauen. Der einzige Fehler, den es hatte, war Vêrmund. Wenn sie ihn nur fortschaffen könnte, würde ihr Zuhause wieder so sein, wie es sein sollte.

In jenen Jahren war die Länge von Vêrmunds Schläfchen nie vorauszusagen, aber der Stamm gewöhnte sich an seine Angriffe, die wiederum einige Überraschungen zur Folge hatten. Solange sie Abstand hielten und den Wurm nicht herausforderten, durften sie erwarten zu überleben. Es gab Ausnahmen – Unfälle auf ihrer Seite, manchmal Boshaftigkeit auf Vêrmunds –, aber die Ausnahmen waren selten genug, um sie zu ertragen.

Ilgra jedoch war nicht bereit, auch nur eine zu ertragen, und Vêrmunds Anwesenheit in ihrem Tal blieb ein harter Kloß in ihrer Kehle.

Dann kam eines Tages ein benachbarter Stamm, der Stamm Ynvek, auf Raubzug in ihr Dorf.

Es war Spätsommer, die Felder waren reif und die Tiere gut gemästet. Die Ynvek überraschten sie, als die Sonne hoch im Mittag stand. Mit Johlen und Gebrüll und wilden Rufen kamen die Krieger der Ynvek aus dem Wald gestürmt und schüttelten Speere und Hämmer und Stäbe mit gewebten Wimpeln, die ihre Familienwappen trugen.

Solche Raubzüge gab es häufig unter den Stämmen. Sie waren eine gute Möglichkeit für die Männer, sich zu beweisen und sich einen Namen zu machen, der ausreichte, um eine Gefährtin für sich zu gewinnen. Größtenteils

waren die Raubzüge zwar nicht freundschaftlich, aber auch nicht ganz und gar feindselig. Wohl wurde Blut vergossen, aber es kam auf beiden Seiten selten vor, dass ein Mitglied sein Leben ließ.

Wie die Dinge standen, wurde ein Überfall der Skgaros als Gelegenheit betrachtet, ein außerordentliches Maß an Ruhm zu erringen, da die Skgaro ja unter dem Schatten eines Drachen lebten. Damit hatte sich ihr Stamm den Ruf erworben, viel mutiger zu sein als andere.

So kam es, dass Ilgra, als die Ynvek sie überfielen, darin eher eine aufregende Ablenkung sah als eine ernsthafte Bedrohung. Sie rannte aus der wieder aufgebauten Hütte ihrer Familie, um gemeinsam mit ihrem Stamm die Eindringlinge zurückzuschlagen. Wie immer übernahmen die Männer die Führung, aber es war eine gemeinschaftliche Aufgabe: Alle bis auf die Jungen waren bei ihrer Ehre verpflichtet, daran teilzunehmen. Selbst die Ältesten der Herndall griffen zu den Waffen, meist Gehstöcke und Strohbesen, deren Schläge brannten wie Hornissenstiche.

Während Ilgra einem verblüfften Ynvek mit ihrem Stab drohte, beobachtete sie voller Bewunderung, wie Arvog mit dem Größten der angreifenden Krieger rang und ihn zu Boden schlug. Dann kam ein anderer Ynvek herbeigestürmt und versuchte, sie zu packen – sie war schließlich gesalbt und daher sehr begehrt. Ilgra schlug ihn mit Gorgoth und entfachte mit einem Wort des Zaubers Sumpffeuer an den Spitzen seiner Hörner. Die grünlichen Flammen brannten ohne Hitze, aber der Ynvek stieß ein überaus unpassendes Kreischen aus und floh in Panik zum nächsten Bach, während er sich die ganze Zeit über auf seine brennenden Hörner schlug.

Und das erheiterte Ilgra sehr.

Das Lärmens ihres Wettstreits erfüllte die Mittagsluft: das Dröhnen von Holz und das Klinnen von Eisen, das Brüllen und die Schreie der Männer, die Flüche und Mahnungen der Frauen und das erzürnte Blöken des Viehs.

Das Spektakel war anscheinend laut genug, dass es ganz bis hinauf zum

erhabenen Gipfel des hohen Kulkaras drang. Denn inmitten des Kampfes hörte Ilgra einen Warnruf, und als sie sich umwandte, sah sie Vêrmund den Grimmigen den Kopf von seinem steinernen Kissen heben.

Der Drache spähte herab auf den Grund des Tals. Die Kämpfe brachen ab, als Vêrmund ein grollendes Knurren und Brummen ausstieß, das Schuttlawinen zu Tal gehen ließ. Das Grollen war so mächtig, dass Ilgra es in den Knochen spürte. Der Boden unter ihren Füßen bebte. Tiere kauerten sich zusammen, Bäche kräuselten sich, und die Luft verdunkelte sich, als Schwärme schreiender Vögel aus dem Wald flohen. Auf dem Kulkaras lösten sich Schneebretter und Eis vom Fels des Gipfels und stürzten mit einem leisen Donnern in die Reihen der Bäume darunter. Die altersgrauen Stämme brachen wie Halme trockenen Strohs.

Die Botschaft des Wurms hätte nicht klarer sein können.

Dann senkte Vêrmund den Kopf, schloss die Augen und schien wieder in einen tiefen Schlaf zu sinken.

Die Ynvek erbleichten und steckten ihre Waffen weg. Ohne ein weiteres Wort flohen sie zurück dorthin, woher sie gekommen waren, ohne Gefährtinnen, Vieh, Trophäen oder Ruhm erlangt zu haben.

Ilgra verschränkte die Arme und funkelte den fernen Drachen an. Dass er verteidigte, was er als sein Eigentum und seinen Nahrungsvorrat ansah, bedeutete noch lange nicht, dass sie ihn deshalb weniger hasste.

○ ○ ○

Nach vier vollen Jahren Unterricht verkündete Qarzhad Steinfaust, dass er ihr nichts mehr beibringen könne. In der Tat hatte Ilgra ihn im Zaubern bereits übertroffen. Doch Meisterschaft, so gab er zu bedenken, bedeutete nicht unbedingt Weisheit.

Ilgra dankte ihm, denn dankbar war sie ihm für seine Unterweisung, und sie hatte den übellaunigen Schamanen im Laufe der Jahre lieb gewonnen.

Dann fasste Qarzhad sie bei den Hörnern und sagte: »Ich kenne den Ehrgeiz, der in deinem Herzen brennt, Ilgra Lahmfuß. Nun, ich versteh ihn. Ich hatte einst eine Gefährtin, eine starke, wilde Gehörnte, dir nicht unähnlich. Aber eines Frühjahrs traf sie auf einen Bären, der aus dem Winterschlaf erwacht war. Das Tier war gemein und hungrig und es griff sie an. Ich fand sie, sie war noch am Leben, aber all meine Jahre des Studierens, all meine Fähigkeiten und mein Wissen waren nicht genug, um sie zu retten.«

»Ist das der Grund, warum du von Ort zu Ort ziehst?«, fragte Ilgra.

Qarzhad nickte und hielt immer noch ihre Hörner fest. »Der Bär war ein Einzelgänger ohne festes Gebiet, ein Herumtreiber. Ich bin losgezogen, ihn zu suchen und ihn zu töten, aber ich habe ihn nie gefunden, und seit jenem Tag sind jetzt mehr als zwanzig Jahre vergangen.«

»Warum kehrst du dann nicht nach Hause zurück?«

Der Schamane lächelte. Es war das erste echte Lächeln, das sie an ihm sah. »Weil es andere auf der Welt gibt, die Hilfe brauchen, und zu helfen ist eine gute Tat, und so kann mein Leben mehr nützen. Es ist nicht die Art unseres Volkes, Ilgra, aber mein Rat ist dieser: Gib die Suche nach Rache auf, bevor sie dich zerstört. Der Drache ist uns allen überlegen. Du bist stark und klug und unser Volk liegt dir am Herzen. Es wäre ein Jammer, dich an ein überstürztes Abenteuer zu verlieren wie so viele unserer jungen Krieger.«

Ilgra schwieg und dachte über seine Worte nach. Dann erwiederte sie: »Dein Rat bedeutet mir viel, Qarzhad, und ich danke dir dafür. Aber ich kann meinen Vater nicht vergessen und ich kann dieses Ziel nicht aufgeben.«

»Habe ich gesagt, dass du ihn vergessen sollst? ... Ich werde nicht mit dir darüber streiten, Ilgra. Denk nur gründlich darüber nach, was du tust. Du warst mir ein guter Lehrling. Ganz gleich, wie dein erwählter Pfad aussehen mag, du hast meinen Segen. Mögen die Götter dir Glück schenken und möge dein Geist immer scharf und dein Gewissen immer rein bleiben.«

Dann ließ Qarzhad ihre Hörner los und machte sich einmal mehr auf den

Weg. Und Ilgra wusste, dass er lange nicht zurückkehren würde.

Voller Zuversicht in ihre Fähigkeiten machte Ilgra sich mit Eifer an die Arbeit. Denn sie hatte einen Plan: Der Drache war ein Geschöpf des Feuers, und wenn dieses Feuer erstickt werden könnte, dann konnte Vêrmund vielleicht getötet werden. Und wie löschte man ein Feuer am besten, wenn nicht mit der reinigenden Kraft von Wasser?

Drei Tage lang wanderte sie am Rand des Tals entlang und suchte nach der Stelle, die dafür am besten geeignet war. Nichts stellte sie zufrieden, bis sie – endlich – an den Bergsee dachte, in dem sie früher geschwommen war, ebenden See, von dem aus sie Vêrmunds grauenvolle Ankunft beobachtet hatte.

Der See selbst war zu klein für ihre Zwecke, aber sein Überlauf floss in eine tiefe, gewundene Schlucht mit steilen Felswänden, von Feuchtigkeit geschwärzt und grün gesprenkelt von Moos, Flechten und herabhängenden Ranken, die in den frühen Tagen des Frühlings bleiche Blüten trieben. Wenn man die Schlucht an ihrer schmalsten Stelle blockierte, würde sich dahinter ein großer Wasservorrat anstauen – und sollte dieser Vorrat losbrechen, dann wehe dem, der in die Bahn des Wassers geriet. Er würde zwischen den Felswänden in der Falle sitzen, würde rettungslos zermalmt, zerstoßen und zerschunden.

Das war ein überaus erfreulicher Gedanke.

Doch noch immer behielt Ilgra ihre Pläne für sich. Zwar war sie sich keineswegs sicher, was den Erfolg anging, dennoch sah sie in Debatten oder Diskussionen keinen Nutzen. Nichts konnte sie von ihrem Pfad abbringen. Zudem würde die Flutwelle für die Skgaro kaum eine Gefahr darstellen. Die Schlucht mündete ein gutes Stück unterhalb ihres Dorfes in das Haupttal, wo der Bach – wie die Bäche, die aus anderen Nebentälern kamen – den Hralloq speiste, der von Norden nach Süden durch das Tal floss, vom nun besetzten Kulkaras bis zum fernen, gezackten Ulvarvek, die die Grenzen des

Stammesgebiets markierten.

Aber es blieben einige Fragen. Wie sollte sie die Blockade errichten? Und sobald sie errichtet war: Wie konnte sie Vêrmund den Grimmigen in die Schlucht locken? Im Herbst fingen sie Gänse, indem sie schmale, abschüssige Gräben aushoben, in die sie Köder aus Talg legten. Die Gänse folgten arglos der Talgspur und konnten dann am Ende gefangen werden. Denn dort waren die Gräben so tief und schmal, dass die Gänse nicht mehr in der Lage waren, die Flügel auszubreiten und zu fliegen ... Gans oder Drache, das Prinzip war das gleiche.

Ilgra verschwendete keine Zeit, den Plan in die Tat umzusetzen.

Zuerst verließ sie die Hütte ihrer Familie und baute sich eine kleine Kate am oberen Ende der Schlucht. Dies führte zu vielen Auseinandersetzungen mit ihrer Mutter, die es falsch von Ilgra fand, sich aus dem täglichen Dorfleben zurückzuziehen. »Es ist nicht gut«, sagte sie. »Für dich nicht und für uns nicht.«

Aber Ilgra beharrte auf ihrem Entschluss und ihr Aufbruch wurde zu einer schwärenden Wunde zwischen ihnen. Die übrigen Skgaro nahmen Ilgras Weggang fraglos hin. Die Zauberwirker galten als etwas Besonderes unter den Gehörnten und seltsames Benehmen wurde von ihnen geradezu erwartet.

Sobald sie ihre Kate bezogen hatte, allein mit dem Wind und dem Heulen umherstreifender Wölfe, machte Ilgra sich an die Arbeit. Sie sprach Worte der Macht und grub damit ein Bachbett in die Erde. Auf diese Weise lenkte sie den Überlauf des von einer Quelle gespeisten Sees in einen Kanal am Rand der Schlucht entlang. Da der Bach jetzt dem neuen Lauf folgte, konnte sie in die Felsenklamm hinabsteigen, ohne dass ihr das Wasser dabei in die Quere kam.

Den ganzen Sommer und Herbst rackerte Ilgra sich ab, dort, wo die Felswände der Schlucht einander am nächsten kamen – der Spalt dazwischen war nicht breiter als zwei Armspannen –, einen Damm zu bauen. Obwohl ihr

Bein zum Kämpfen nicht taugte, war sie gesalbt und wie alle Gesalbten stark. Sie schuftete wie ein Ochse, und dank ihrer Anstrengungen füllte sich die Lücke mit Felsbrocken, die sie von hoch oben vom Berghang herunterschleppte.

Jeden Block, den sie an seinen Platz setzte, verband Ilgra durch Magie mit dem Fels darunter, verschmolz sie miteinander, bis sie ein Ganzes waren. Und als der letzte Stein gesetzt war, lenkte sie den Überlauf des Sees zurück in seine gewohnte Bahn, und das Wasser begann sich hinter der steinernen Blockade zu sammeln.

Doch der Zustrom war spärlich. Es würde viele Monate dauern, den oberen Bereich der Schlucht zu füllen. Bis dahin lag das Bachbett unterhalb des Damms trocken, eine kiesbedeckte Schlange, die jetzt grau und tot war.

Als die Skgaro ihre Anstrengungen bemerkten, stellten sie ihr Fragen. Ilgra behauptete, sie wolle einen größeren See zum Schwimmen anlegen, und der Stamm hielt es nicht für passend, ihr Wort anzuzweifeln. Er schrieb ihre Taten den erwartbaren Launen einer Schamanin zu.

Zwar stellte ihre Erklärung den Rest des Stamms zufrieden, nicht aber ihre Mutter, die zu ihr sagte: »Du tust niemals etwas ohne Grund, Ilgra-Tochter. Sag mir die Wahrheit, was hast du vor?«

Da erwies sich Ilgras Einsamkeit als ihr wunder Punkt. Ein Augenblick der Schwäche überkam sie – der Wunsch nach lang vermisster Nähe zu denen, die sie liebte –, und in diesem Augenblick der Schwäche gestand sie ihr geheimes Vorhaben.

Dieses Geständnis regte ihre Mutter sehr auf. »Das ist der Grund, warum du dich abseits gehalten hast, Ilgra-Tochter? Dein Kopf ist krank. Das ist Hundebissfieber. Der Drache kann nicht getötet werden. Wenn er jemals fortgeht, dann wird es sein, weil er es will, und nicht, weil wir etwas getan haben.«

Worauf Ilgra entgegnete: »Das kann ich nicht hinnehmen. Entweder töte

ich Vêrmund oder er tötet mich. Kein anderes Ende ist möglich.«

Ihre Mutter knirschte mit den Zähnen. »Warum musst du so harthörnig sein? Manche Dinge können wir nicht ändern. Es liegt kein Ruhm im Kampf gegen das Unausweichliche. Verstehst du nicht?«

»Ich versteh das: Der Wurm hat meinen Vater getötet, der dein Blutsgefährte war! Du willst ihn und den Rest unserer Stammesgenossen ungerächt lassen. Ich aber nicht!«

Dann verkeilte Ilgras Mutter die Hörner mit den ihren, obwohl ihr Größenunterschied so gewaltig war, dass Ilgra sich bis zu ihrer Hüfte hinabbeugen musste. »Ich habe meinen Gefährten geehrt und ich habe für unsere Kinder gesorgt«, knurrte ihre Mutter. »Es hätte keinen Ruhm eingebbracht, mich töten zu lassen, sodass du allein aufgewachsen wärst.«

Daraufhin begriff Ilgra, ihr Zorn verrauchte, und sie entblößte die Kehle. »Du hast recht. Ich wollte nicht respektlos sein.«

Auch ihre Mutter hob die Hörner. Sanftheit trat in ihre Züge. »Du bist mir eine gute Tochter, Ilgra, und du bist Yhana eine gute Schwester. Bitte, gib dieses fruchtlose Vorhaben auf. Es wird dir nichts als Kummer und Leid bringen.«

»Ich kann nicht.«

»Bist du fest entschlossen? Willst du dein Leben auf diese Weise führen, trotz meines Rates?«

»Ja.«

Ihre Mutter seufzte. »Dann muss ich dir meinen Segen geben und hoffen, dass er dir ein Schild gegen Unglück sein wird.« Und sie tat es und sie umarmten sich und Ilgras Augen füllten sich mit Tränen.

Als Ilgra früh am nächsten Morgen aus ihrer Kate trat, stand Yhana am Rand der Schlucht und betrachtete Ilgras Werk.

Ihre Schwester sagte: »Du hast immer noch vor, unseren Vater zu rächen.« Es war keine Frage.

Worauf Ilgra erwiderte: »Ja.«

Dann sah Yhana sie mit grimmigen Augen an. »Gut. Wäre ich so stark wie du, würde ich das Gleiche tun. Du bist gesalbt, aber ich bin es nicht. Du bist bewandert auf den Wegen der Magie und ich bin es nicht. Und du kennst keine Furcht, Ilgra-Schwester. Ich wünschte, das Gleiche würde auf mich zutreffen.«

»Ich fürchte mich«, widersprach Ilgra. »Aber das hält mich nicht auf.« Dann schlang sie die Arme um Yhana, und es tröstete Ilgra zu wissen, dass ihre Schwester zu ihr hielt und ihren Wunsch teilte, Vêrmund zur Strecke zu bringen.

Ihre Familie erzählte dem Rat der Skgaro nichts von Ilgras Absichten und dafür war Ilgra dankbar. Doch sie fühlte sich jetzt einsamer denn je, da Yhanas Erwartungen die Last noch vermehrten, die sie trug, und die Stimme des Windes klang auf einmal spöttisch.

Während sie darauf wartete, dass die Schlucht sich füllte, konzentrierte sie ihre Energien auf ihre Pflichten als Schamanin der Skgaro. Das hieß vor allem, bei Geburten zu helfen, Schmerzen zu lindern, die sie lindern konnte, und verschiedene Werkzeuge mit Zaubern zu belegen, damit sie nicht zerbrachen oder andere Missgeschicke passierten. Die Pflichten eines Schamanen waren greifbarerer als die der Herndall – die nicht nur den Stamm anführten, sondern auch das Geheimnis von Weissagungen und Omen kannten, ebenso wie alle Angelegenheiten, die die Götter betrafen. Es war das Beste so. Auch wenn sie Magie benutzte, zog Ilgra es vor, sich mit Dingen zu beschäftigen, die sie anfassen konnte. Dingen, die real waren.

Die Gehörnten, denen sie half, machten ihr als Gegenleistung oft Geschenke. Schließlich war die Rettung eines Lebens keine Kleinigkeit. So hatte Ilgra bald eine kleine Herde Schafe und Ziegen (und einen mürrischen, stacheligen Eber) beisammen. Sie pferchte die Tiere in der Schlucht ein und gab ihnen jeden Tag Futter, das in einer Raufe im Schutz eines Dachs aus

Zweigen trocken blieb. Außerdem hängte sie gewebte Amulette um den Pferch, um die wilden Tiere aus den Bergen fernzuhalten.

Das war der Köder für ihre Falle.

Das Aufstauen in der Schlucht ging noch viel langsamer vonstatten, als Ilgra erwartet hatte. Es machte ihr Sorgen, denn der Winter war nah, und jeden Winter kam Vêrmund mindestens einmal zu einer kleinen Mahlzeit herab und fraß alles Vieh, das er kriegen konnte. Sollte die Schlucht oberhalb des Damms nur zum Teil gefüllt sein, wenn er zum Fressen kam, würde die Flutwelle des Dammbruchs nicht ausreichen, um den mächtigen Wurm niederzustrecken. Sie würde den ganzen Winter warten müssen, bis der Wurm das nächste Mal zum Fressen kam.

Angesichts dieser unerfreulichen Aussicht beschloss Ilgra, drastische Maßnahmen zu ergreifen. Sie ging zum See oberhalb der Schlucht und grub allein mit der Kraft ihrer Arme einen Kanal zur Schlucht, der so tief war wie der See selbst, damit das Wasser ungehindert vollständig abfließen konnte. Der See allein enthielt weniger Wasser, als sie brauchte, aber sie hoffte, dass es zusammen mit dem Wasser aus der Quelle reichte, um das Staubecken noch rechtzeitig zu füllen.

Falls Vêrmund der Grimmige ihr Tun bemerkte, würde er niemals so töricht sein, sich in die Schlucht zu wagen. Er war ein gerissener alter Wurm und immer auf der Hut vor Hinterhalten. Glücklicherweise verbargen die steilen Flanken des Nebentals den See vor den feurigen Augen des Drachen, und Ilgra war zuversichtlich, ihn überrumpeln zu können.

Andernfalls würden ihre Pläne in Feuer und Rauch aufgehen.

○ ○ ○

Drei Monate verstrichen, bis der Bach endlich den Damm gefüllt hatte, sich über dessen Rand ergoss und unterhalb davon wieder durch sein altes Bett floss. Während des dritten Monats hatte der Winter die Herrschaft über das

Tal der Skgaro übernommen, und Eis bildete sich auf dem tiefen dunklen See, der sich nun in der Schlucht aufgestaut hatte, und bedeckte ihn mit einer rauen Kruste. Das Eis freute Ilgra. Es machte die Falle um so viel gefährlicher. Um den Schaden noch zu vergrößern, den das Wasser bei seiner Entfesselung anrichten würde, rollte sie vom Sturm umgerissene Bäume aufs Eis, bis ein Dickicht brüchiger Äste den zugefrorenen Stauese zierte.

Danach musste sie nur noch warten, dass Vêrmund sich regte. Es würde nicht lange dauern, dachte sie, bevor der Hunger den gemeinen Wurm aus seinem Schlaf weckte.

In jenen Tagen blieb Ilgra in ihrer Kate und bestand darauf, dass die Skgaro zu ihr kamen, wenn sie etwas brauchten, damit sie nicht zu weit entfernt war, wenn Vêrmund endlich ins Tal gedonnert kam. Darauf zu bestehen, war selbstsüchtig, und ihrer Mutter missfiel es, aber ihre Stammesgenossen beschwerten sich nie und nahmen Ilgras Forderung hin als etwas, das für einen Schamanen normal war. Dafür schämte sie sich. Aber das konnte sie von ihrem Pfad nicht abbringen.

Sie verbrachte lange Stunden vollkommen für sich, saß da und grübelte. Mit jeder Nacht, die verstrich, zog sie sich mehr in sich zurück, als verblasste sie aus der Welt und würde zu einem Gespenst, das in dem dunklen Kiefernwald umging.

Während jener Tage dachte sie viel an ihren Vater. Daran, wie er im Winter an der Feuerstelle gesessen und die Thulqna gewebt hatte, die gemusterten Stoffstreifen, auf denen die Gehörnten das Wappen ihres Stamms darstellten und den Stammbaum ihrer Familie mit allen bemerkenswerten Taten, die ihren Ahnen zugeschrieben wurden. Wie er für sie und Yhana Spielfiguren wie Hirsche, Ziegen und Füchse geschnitzt hatte. Wie sicher sie sich bei ihm gefühlt hatte, so groß und stark, wie er war.

Ilgra erinnerte sich auch an einen Abend, als sie beinahe noch ein Baby gewesen war und ihr Vater mit einem Reh über der Schulter von der Jagd

heimgekommen war. Die Augen des Rehs waren so rund und sanft gewesen, dass es Ilgra zu schaffen gemacht hatte, und der Anblick hatte sie zutiefst bekümmert. Aber ihr Vater hatte sich neben sie gekniet und gesagt: »Gräm dich nicht, Ilgra-Tochter. Du brauchst nichts zu fürchten. Das ist der Lauf der Dinge. Heute essen wir von dem Reh, damit wir leben können. Wenn die Zeit gekommen ist, werden unsere Körper das Gras und die Bäume speisen, damit andere Rehe leben können. Das ist der Lauf der Welt.«

Einst hatte Ilgra den Gedanken tröstlich gefunden. Doch jetzt nicht mehr. Ihr Geist lehnte sich auf gegen die Wahrheit dessen, was ihr Vater gesagt hatte, beharrte darauf, dass es einen anderen, besseren Weg geben müsse.

Nur weil etwas war, wie es war, hieß das nicht, dass es immer so sein musste.

○ ○ ○

Die Wintersonnenwende unterbrach Ilgras selbst auferlegtes Exil. Sie war für die Skgaro eine Zeit des Feierns, um dem kürzesten Tag des Jahres Willkommen und Lebewohl zu sagen. Im Dorf wurde viel Musik gemacht, und es gab ein großes Festessen, außerdem Kraftproben, bei denen der ganze Stamm die Teilnehmer anfeuerte.

Ilgra wartete den ersten Teil der Festlichkeiten in ihrer Kate ab, wartete, bis das Licht des Himmels verblasste und sie sicher war, dass Vêrmund nicht heruntergeflogen kam. Noch nie hatte er sie bei Nacht angegriffen, und sie glaubte nicht, dass er seine Gewohnheiten ändern würde. Wie dem auch sei, das Risiko war es wert, ihren Posten an der Schlucht zu verlassen. Sie verspürte das dringende Verlangen nach Gesellschaft, und beim Klang der Lieder, die aus dem Dorf zu ihr heraufwehten, spürte sie einen Stich im Herzen.

Eine dicke Wolkenschicht hing über dem Tal und Schnee fiel in großen, weichen Flocken langsam herab. In der schneegedämpften Stille trottete Ilgra

von ihrer Kate zum Dorf und von dort aus weiter zur Hütte ihrer Familie. Unterwegs erklang das Heulen hungriger Wölfe, das durch den Wald hallte. Ohne ihren Stab hätte Ilgra um ihr Leben gebangt.

Sie verbrachte den Abend mit ihrer Mutter und Yhana, kochte und redete und freute sich, bei ihnen zu sein. Später spielten sie dann Spiele und klagten über den langen Winter, während sich draußen das Schneegestöber zu einer undurchsichtigen Wand verdichtete, die der eisige Wind gnadenlos vor sich hertrieb.

Dann durchdrang ein Kreischen die von Sturm umhüllte Nacht, ein Kreischen, wie Ilgra es noch nie zuvor gehört hatte. Ihr Herz krampfte sich zusammen, ihre Knochen wurden kalt, und jedes Härchen in ihrem Nacken kribbelte und stellte sich auf. Einen Augenblick konnte sie sich weder bewegen noch atmen. Erst als ihr Herz wieder zum Leben erwachte, war sie in der Lage, zu reagieren.

»Was war *das*?«, flüsterte ihre Mutter.

Ilgra wusste es nicht. Nichts in Qarzhads Lehre hatte etwas Derartiges erwähnt. Ein weiteres Kreischen, noch lauter als zuvor, übertönte den Wind, und Ilgra erschauerte von Kopf bis Fuß. Sie griff nach Gorgoth und sprang auf.

Bevor sie einen Schritt tun konnte, durchstach ein großer schwarzer Schnabel das Dach und traf das Herdfeuer, sodass Funken und Kohlen in alle Richtungen spritzten. Wieder und wieder fuhr der Schnabel herab, schnappte und schlug zu den Seiten aus, während eine purpurne Zunge mit rasendem Zorn zwischen den Schnabelhälften hin und her peitschte.

Ilgra schrie auf und schlug mit aller Kraft auf die Seite des Schnabels, dann sprach sie ein Wort der Macht: *Garjzla* oder *Licht*.

Ein rötlicher Blitz blendete sie und mit einem ohrenbetäubenden Kreischen zog der Schnabel sich zurück. Dann erbebte die Hütte und zwei Paar riesiger gekrümmter Klauen rissen an dem Dach und zogen die

zusammengezimmerten Balken auseinander. Schnee quoll in wirbelnden Wolken durch die Löcher herein.

»Lauft!«, schrie Ilgra ihrer Mutter und ihrer Schwester zu, und gemeinsam flohen sie aus der Hütte.

Draußen in der Kälte und Dunkelheit hörte Ilgra erneut das Kreischen, und das Blut gerann ihr in den Adern, als sie auf dem Dach ihrer Hütte ein vom Feuer beschienenes Ungeheuer hocken sah. Die Kreatur war grau und kahl und hager wie ein Hungerleider. Riesige Fledermausflügel hingen von ihren Schultern herab, und auf ihrem knotigen Hals saß ein hagerer, schmaler Schädel mit einem Paar riesiger schwarzer Augen – aus den Höhlen quellend und ohne jedes Weiß – und ganz vorne der lange Dolch des Schnabels. Durch das Schneegestöber erhaschte sie einen Blick auf ein zweites Ungeheuer in ihrem Dorf, das zwischen den Häusern umherstreifte und nach den Gehörnten hackte, die vor ihm flohen. Streifen dunkelroten Bluts zogen sich über seinen Schnabel.

Die Kreaturen glichen keinem Tier der Erde oder des Himmels, sondern erinnerten Ilgra vielmehr an Wesen aus alten Legenden: die abscheulichen Nrech. Mörder von Svarvoks neugeborenen Söhnen. Gehörntenfresser. Garstige Schatten, die durch das Land der Toten strichen und die Knochen ehrloser Krieger abnagten.

Entsetzen lähmte ihre Gedanken.

Wie als Antwort darauf wandte die Kreatur, die ihr am nächsten war, den Kopf und schoss wie eine Schlange auf Ilgra und ihre Familie zu. Sie rannten los und kurz waren sie im Schneesturm nicht mehr zu sehen. Ilgra hörte Arvog und Moqtar und Razhag und den Rest der Krieger brüllen; sie wollten es offenbar mit den Nrech aufnehmen. Als sich das Schneetreiben etwas lichtete, sah sie, dass die Verteidiger sich im Fackellicht versammelt hatten und ihre Speere auf die herannahenden Ungeheuer gerichtet hielten. Aber die Kreaturen waren zu groß und zu schnell. Sie überragten selbst die Gesalbten,

und ihre Schnäbel waren wie die von Reiher – flink und tödlich für alles, was sie im dichten Schnee schnappen oder aufspießen konnten.

Ilgra hob ihren Stab und machte sich daran, alle Magie einzusetzen, die sie zur Verfügung hatte. Aber ihre Zauber hatten keine Macht über die Nrech. Sie waren auf unerklärliche Weise gegen ihre Worte geschützt und all ihre Angriffe gingen fehl. Weder konnte sie sie blenden oder binden oder sonst irgendwie aufhalten.

Etwas weiter vorne sah sie, wie Elgha von einem der Nrech aufgespießt wurde, aufgespießt und gefressen. Der Hungerleider schluckte die Herndall in nur zwei Happen. Razhag rannte auf ihn los und wurde jäh beiseitegestoßen, mit blutigen Wunden, die ihm die Kreatur in die Arme riss.

Die altbekannte Verzweiflung überkam Ilgra. Es war unmöglich, die Nrech aufzuhalten. Sie schaute zum Kulkaras hinauf, der sich im wirren Weiß des Schneesturms verbarg, und zum ersten und einzigen Mal wünschte Ilgra sich, dass Vêrmund der Grimmige eingriff. Und sie fragte sich, warum sich der elende alte Wurm nicht längst erhoben hatte, wie er es schon einmal getan hatte.

Der Wind wurde noch stärker, bis er mit schrecklicher Stimme durch ihre Hörner heulte, und Ilgra begriff. Der Sturm hatte die Geräusche des Angriffs gedämpft und das Geschrei von Furcht und Tod in den Falten seines Mantels aus Schnee verborgen. Der Drache konnte es auf seinem erhabenen Platz nicht gehört haben.

Ilgra wusste, was getan werden musste, obwohl beim Gedanken daran ihre Verzweiflung beklemmender Angst wich.

Mit beiden Händen stieß sie Gorgoth aufrecht in den Schnee und sprach ein Wort der Macht in den Wind. Für eine Weile wurde die Luft klar und still. Dann zog Ilgra aus ihrem geknoteten Gürtel das Horn ihres Vaters und blies mit all ihrer Hoffnung und Macht hinein und der verwogene Ruf erscholl durch das ganze Tal.

Noch zweimal blies Ilgra in das Horn. Dann kam einer der Nrech auf sie zugekrochen und sie ließ den Schnee wieder dicht um sich toben.

Noch immer kam keine Antwort von der Krone des Kulkaras. Kein Hinweis darauf, dass Vêrmund sich regte. Keine Hoffnung auf eine verhängnisvolle Rettung. Diesmal würde die Gleichgültigkeit des Drachen ihrer aller Tod sein.

Ilgra, die glaubte, ihr Versuch sei gescheitert, suchte Mutter und Schwester und rannte mit ihnen zu einer der Erdhöhlen, wo sie sich vielleicht verstecken konnten.

Und dann ... hörte sie die Stimme ihres Zerstörers und ausnahmsweise war sie froh darüber. Sie hörte das Grollen von Vêrmunds Zorn. Ein Donnerschlag erfüllte die Luft und der Wind vom Flügelschlag des Drachen wischte den fallenden Schnee in Wirbeln beiseite.

In der nun wieder klaren Dunkelheit kauerten die Nrech und kreischten vor wildwütigem Hass. Sie schwangen sich in die Luft und stiegen mit verblüffender Schnelligkeit der massigen, vom Feuer beschienenen Gestalt Vêrmunds entgegen, der von oben herabschwebte.

»Los!«, rief Ilgra und stieß ihre Mutter und ihre Schwester auf die Erdhöhlen zu. Aber sie selbst blieb, wo sie war. Nicht einmal der drohende Tod konnte sie fortreißen.

Vêrmund brüllte und versengte den Nachthimmel mit Flammen. Flink wie Spatzen flatterten die Nrech davon und tauchten dann links und rechts von dem Drachen auf, um seinen Rücken mit Schnäbeln und Klauen zu bearbeiten. Der Wurm brüllte vor Schmerz, legte die Flügel an und warf sich auf einer Wiese in der Nähe des Dorfes zu Boden. Die Kreaturen folgten ihm, ließen nicht von ihm ab, hackten und bissen und zerrten an seinen Flügeln.

Ilgra erhob sich aus ihrem Versteck und lief in Richtung ihrer Kate am Damm. Die Dorfbewohner waren aus ihren Hütten geflohen, und aus dem Schutz des Waldes rief Arvog nach ihr und bedeutete ihr, zu ihm zu kommen.

Doch stattdessen senkte sie den Kopf, als wolle sie einen Widersacher rammen, und beschleunigte ihr Tempo.

Hinter ihr brüllte Vêrmund noch immer vor Schmerz und Zorn. Schreie, die Ilgra lange von ihm hatte hören wollen, die sie jetzt aber nur mit Grauen erfüllten. Sie blickte zurück, um zu sehen, wie der Kampf der Albtraumwesen stand.

Die Nrech waren schneller als der alte Wurm, und sie schienen es gewohnt zu sein, mit Drachen zu kämpfen. Sie wussten, wann sie seinem Feuer ausweichen mussten, und auch, wie sie sich vor seinen Zähnen, Klauen und dem Schwanz in Sicherheit bringen konnten. Vêrmund schnappte und knurrte, während er versuchte, sie in die Reichweite seiner tödlichen Klauen zu locken. Aber die grauen Kreaturen waren zu schlau und hielten sich in sicherem Abstand. Sie bewegten sich nur dann näher an den Drachen heran, wenn er ihnen den Rücken zuwandte.

Der Kampf der drei Riesen tobte quer durch die Felder, und der Lärm hallte von den Bergen wider, ein schauerliches Getöse. Flüssige Flammenzungen leckten über das Tal und den Wald entlang. Die Spitzen von Zweigen fingen Feuer – wurden Fackeln, die hell genug waren, um das ganze Tal zu beleuchten, auch wenn sie unter der Schneelast zuckten.

Vêrmund ließ den Schwanz auf den Boden krachen, und der Aufprall war so gewaltig, dass es Ilgra von den Füßen riss und sie auf dem Gesicht über den Boden rutschte. Der verkrustete Schnee schnitt ihr die Stirn auf, und sie keuchte, weil es ihr die Luft aus den Lungen trieb. Heißes Blut floss ihr über die Augen und trübte ihr die Sicht. Sie schüttelte den Kopf, sprang wieder auf und rannte weiter.

Die Nrech rissen Vêrmund blutige Stücke aus dem geschuppten Leib. Seine natürliche Rüstung bot nur wenig Schutz gegen ihre Schnäbel. Sein Brüllen nahm einen verzweifelten Unterton an – ein verletzter Bulle, der sich einem Paar rotzähniger Bergkatzen gegenüber sah, wild und gnadenlos.

Und immer noch rannte Ilgra weiter. Ihrem einst gebrochenen Bein fehlte die Kraft. Der Atem brannte ihr im Hals. Sie konnte kaum den ansteigenden Weg vor sich sehen und daneben die dunkle Spalte der Schlucht.

Ein Strahl versprengten Feuers schoss an ihr vorbei und sie duckte sich instinktiv. Das Feuer prallte gegen einen nahen Felsen, und Funken sprühten auf, ein willkommenes Licht auf dem glitzernden Schnee.

Unten, in den Tiefen der Schlucht, blökte ihre kleine Herde vor Angst. Sie hörte, wie der Pferch unter den Hufen der in Panik geratenen Tiere nachgab. Dann flohen sie laut meckernd aus der Enge der Schlucht. Es machte ihr nichts aus. Sie waren Köder gewesen, aber jetzt würden sie vielleicht überleben.

Endlich kam Ilgras Ziel in Sicht: der Damm, bedeckt von Spinnweben aus silbernem Frost. Mit raschen Schritten kletterte Ilgra zum Ufer und blieb am Rand des eisbedeckten Wassers stehen.

Keuchend und hustend stand sie da, und Blut rann ihr von der Stirn – sie stand da und schaute hinunter auf die geschundene Erde, wo Vêrmund und die Nrech noch immer ihren Kampf auf Leben und Tod führten. Die Bestien hatten Vêrmund an den Waldrand zurückgedrängt, wo die Bergflanken seine Bewegungen einengten. Vor Ilgras Augen stürzte eine der Kreaturen sich auf den linken Flügel des Drachen und schlug ihn zu Boden, während der andere Nrech sich über die Rippen des Drachen bis zum Halsansatz vorarbeitete.

Vêrmund wand sich in einem verzweifelten Versuch, seine Angreifer abzuschütteln, aber diese Ungeheuer hielten ihn fest im Griff. Der Nrech, der sich an seinen Hals klammerte, hackte nach ihm, und der böse alte Wurm krümmte sich zusammen und verbarg den Kopf schützend unter seinem Körper.

Die Nrech kreischten triumphierend, als sie sich auf die entblößte Seite des Drachen stürzten, ihre Flügel hoch erhoben.

»Nein!«, sagte Ilgra, die Angst hatte, ihre Gelegenheit verpasst zu haben.

Sie konnte den Damm brechen lassen, aber die Kreaturen waren zu weit entfernt. So konnte sie nicht sicher sein, dass sie (und auch Vêrmund) wirklich sterben würden. Irgendwie musste sie sie näher heranlocken, wo die Wand aus Wasser ihr Werk tun konnte.

Verzweifelt streckte Ilgra ihren Geist nach Vêrmund aus. Sie fand ihn, aber sie konnte sich nicht verständlich machen. Der Drache war zu aufgewühlt vor Schmerz, um ihre schwächlichen Gedanken zu bemerken. Verglichen mit seinem Bewusstsein war Ilgra ein Nichts, ein zuckender Lichtfleck neben dem tosenden Brand des Drachen.

Jäh kehrte Ilgra zu sich selbst zurück. Panik ergriff ihr Herz. Die Zeit war knapp. Wenn sie nicht *auf der Stelle* etwas tat, würde alles verloren sein. Sie wären Vêrmund vielleicht endlich los, aber an seiner Stelle hätten sie dann die Nrech hier, und die Nrech hielten sich nicht zurück wie der Drache. Sie würden jeden Einzelnen der Skgaro töten und sich auf dem Gipfel des Kulkaras aus ihren Knochen ein Nest bauen. Das wusste sie aus den Geschichten.

Auf den von Klauen zerpflügten Feldern zuckte Vêrmund unter den auf ihn einhackenden Ungeheuern.

Dann kam Ilgra eine Idee wie ein Blitz, leuchtend hell und voller Kraft. Das Horn hatte den alten Wurm aus seinem Schlaf geweckt und ihn zum Kampf gerufen. Wenn er es wieder hörte, würde er vielleicht verstehen, würde er vielleicht ...

Sie machte einen halben Schritt vorwärts, hob das Horn ihres Vaters, drückte es sich an die Lippen und blies mit solcher Kraft hinein, dass die Echos einander von einem Ende des Tals zum anderen jagten. Jenseits des Dorfes sah sie ihre Stammesgenossen aus den flackernden Schatten auftauchen und nach oben zu ihrer Kate schauen, verängstigt, neugierig, unsicher, ob sie mit dem Horn gerufen hatte.

Sie hatte gerufen, aber nicht nach ihnen. Ilgra bedeutete ihnen mit Gesten,

zurückzubleiben, obwohl sie bezweifelte, dass sie es sehen konnten. Sie hoffte, dass sie weit von der Schlucht wegbleiben würden, damit sie nicht getötet oder weggerissen wurden.

Sie wollte gerade ein zweites Mal ins Horn blasen, als Vêrmund ein krächzendes Brüllen ausstieß, sich aufrichtete und dabei die ihn umflatternden Ungeheuer zu beiden Seiten von sich schleuderte. Auch wenn er zerschunden und verletzt war, mit aus Dutzenden von Wunden rinnendem Blut, war der Drache immer noch bei Weitem stärker als jeder der beiden Nrech.

Er wankte vorwärts. Mit jedem krachenden Schritt fürchtete Ilgra, ihr Gleichgewicht zu verlieren, und Schnee fiel in feinen Schleieren von den stummen Bäumen. Die Nrech kreischten gleichzeitig auf, kamen mit einem Satz hinterher und warfen sich auf Vêrmunds Hals und Schulter. Der Drache knurrte und sprang auf den Eingang der Schlucht zu, wobei er seine zerfetzten Flügel halb öffnete, sodass sein Sprung zu einem langen Gleiten wurde.

Als Vêrmund inmitten der eisigen Verwehungen in der engen Schlucht landete, stoben glitzernde Kristalle in den Himmel, um dort zu verdampfen.

Und Ilgra wusste, dass ihre Zeit gekommen war.

Sie nahm ihren Stab und schlug mit ihm auf den oberen Rand des Damms. Mit einer Stimme, die schrecklich anzuhören war, stieß sie ein einziges Wort der Macht aus: *Jierda – brich!* Das Wort war ein Schlüssel, mit dem sie den Sturm der Kraft aufschloss, der in Gorgoth gespeichert war, und ihn als gewaltigen Wirbel in die Steine des Damms sandte.

Der Damm wurde rissig und erbebte, und das Ufer, auf dem Ilgra stand, sackte beunruhigend ab. Sie kletterte rasch zurück auf festeren Grund.

Granit und Eis platzte mit explosiver Gewalt, die Oberfläche des Sees zerbarst und schoss Eissplitter in alle Richtungen. Dann gab der Damm mit einem Ächzen nach, das lauter war als selbst Vêrmunds tiefstes Brüllen. Eine

Wand aus Wasser, Eis und Bäumen raste die Schlucht hinab und krachte in Vêrmund und die Nrech. Die tosende Flut überspülte die drei und hüllte sie in eine Woge aus Gischt. Ilgra hörte das Krachen und Knacken von brechendem Eis und das Stöhnen von sich verbiegendem Holz.

Unter dem Wasser wanden sich riesige Schatten und zuckten, bis sie sich schließlich nicht mehr regten. Die Stacheln auf Vêrmunds Rücken durchbrachen bald die Wasseroberfläche – er war einfach zu groß, um lange untergetaucht zu bleiben –, aber die Zacken blieben, wo sie waren, vollkommen reglos: ein stehendes gezacktes Wehr, in dem sich Baumstämme und Äste verfingen.

Ilgra klammerte sich an den Boden, der unter ihr erbebte, und sie betete zu Rahna und Svarvok und zu allen anderen Göttern.

Die Flut des Wassers verebbte schnell, floss durch die Felder nach Süden ab und nahm zwei meckernde Ziegen mit sich.

Ilgra stützte sich schwer auf Gorgoth und kam langsam auf die Füße.

Sie betrachtete ihr Werk. Dort, als zusammengequetschter Haufen in der jetzt wieder trockenen Schlucht, lag der mächtige Vêrmund und bei ihm die beiden Ungeheuer: eins unter den gezahnten Klauen des Wurms, den Hals in einem unnatürlichen Winkel verdreht, und das andere etwas weiter östlich in einem Wirrwarr grauhäutiger Gliedmaßen.

Der gewaltige Blasebalg von Vêrmunds Rippen bewegte sich noch immer, aber schwach, und der faltige alte Wurm zeigte ansonsten kein Zeichen von Leben. Keine Spur von Rauch drang aus seinen Nüstern. Kein Schimmern von Feuer war zwischen seinen aufklaffenden Kiefern zu sehen. Und nicht der Hauch einer Bewegung hinter seinen Lidschlitzen.

Ein Triumphgefühl schwoll in Ilgras Brust an, das sie fast platzen ließ. Jetzt war die Gelegenheit! Wenn sie jetzt schnell war, konnte sie die Welt vielleicht endlich von der Last Vêrmunds befreien und den Tod ihres Vaters rächen. Sie würde dem Wurm sein geschwärztes Herz herausschneiden, und

wenn es ihres war, würde sie es vor den Göttern zum Dank für ihre Gunst verbrennen.

Sie eilte den Pfad durch die Schlucht hinunter, so schnell ihr Bein es zuließ. Die Atmung des Drachen wurde schon kräftiger. Ihr blieb nur wenig Zeit.

Gerade als sie den Fuß des Hügels erreichte, ertönte eine Stimme:
»Ilgra!«

Ihre Schwester lief vom Waldrand aus auf Vêrmund zu, ein Messer hoch erhoben in der Hand, die Zähne zum Kampf gebleckt.

»Zurück!«, rief Ilgra, aber Yhana hörte sie nicht. Sie schien darauf versessen, dem Drachen selbst die Kehle aufzuschlitzen, und da begriff Ilgra – zum ersten Mal –, dass ihre Schwester kein Junges mehr war. Sie war erwachsen und bereit zu kämpfen wie jeder andere Skgaro.

Widersprüchliche Gefühle stritten in Ilgra. Selbstsucht und Sorge und Überraschung. Dann traf sie eine Entscheidung und mit ihrer Entscheidung entstand ein tiefes Gefühl der Verbundenheit. Sie konnten den Drachen gemeinsam töten.

Bevor sie noch einmal nach Yhana rufen konnte, sah Ilgra zu ihrem Entsetzen, wie der weiter entfernte Nrech sich regte. Er erhob sich auf zerbrochenen Gliedern, schwang den Kopf hin und her und nahm blindlings Witterung nach Beute auf. Ein scharfes Kreischen kämpfte sich aus seiner Kehle, und er kroch hinter Yhana her, schleppte seine nutzlosen Flügel über das gefrorene Schlachtfeld.

Bei diesem Laut durchlief Vêrmund ein Beben. Und Ilgra begriff, wenn sie Yhana half, würde sie die Gelegenheit verpassen, den Drachen zu töten. Er würde sich hochrappeln, und selbst verwundet und geschwächt war er ihnen immer noch weit überlegen. Ilgra besaß nicht mehr den gewaltigen Energiespeicher von Gorgoth, auf den sie zurückgreifen konnte, nur den ihres Körpers, und ihre Körperkraft verblasste im Vergleich zu der des Drachen.

Die Entscheidung zerriss Ilgra das Herz, aber am Ende gab es nur eine Möglichkeit. Heulend vor Furcht und Zorn stürmte sie an dem gefallenen Drachen vorbei an die Seite ihrer Schwester.

Als der Nrech mit hackendem Schnabel über sie herfiel, hob Ilgra Gorgoth, beschwore die Reserven der Kraft in ihrem Fleisch und rief: »*Brisingr!*« Eine Feuerfontäne brach aus dem Ende des Stabs hervor und badete den Kopf des Ungeheuers in einem Sturzbach aus Flammen.

Der Nrech fuhr zurück und kreischte abermals, so laut, dass Ilgra ihren Willen verlor und das Feuer erlosch. In diesem Moment wusste sie mit Sicherheit, dass sie sterben würde, gefressen von einem Albtraum aus vergangenen Zeiten. Und auch ihre Schwester musste sterben, weil Ilgra gescheitert war.

Dann fuhr der klackernde Schnabel des Nrech auf sie zu und gleichzeitig erbebte jäh die Erde. Ein Streifen schwarzer Schuppen erschien über ihren Köpfen, ein fauliger Wind fegte über das Feld, und ein lautes Knacken ertönte, Furcht einflößend in seiner tödlichen Endgültigkeit.

Ilgra legte die Arme um ihre Schwester und kauerte sich zum Schutz über sie. Als sie wieder aufzuschauen wagte, stand der massive schwarze Vêrmund über ihnen, eine dunkle Silhouette vor dem umherwirbelnden Schnee. Und von den gewaltigen Kiefern des Wurms hing das jetzt erschlaffte Ungeheuer, sein Leib durchstoßen von etlichen Reihen blitzender Zähne.

Die Gottesmörder waren vernichtet.

Für einen kurzen Moment war Ilgra erleichtert. Sogar dankbar. Aber viel stärker war das Wissen, dass ihr Ende gekommen war. Sie war ihrem Ziel so nah gewesen. So nah, und doch war es ihr einmal mehr durch die Finger geschlüpft. Und jetzt waren Yhana und sie gefangen unter dem alles verschlingenden Drachen.

Vêrmund schnupperte und ließ den grauen Leichnam fallen. Dann

schüttelte er den Kopf, wie ein Hund es wohl tun würde, und Tropfen dampfenden Bluts regneten auf das von der Flut überspülte Land. Eine Perle, dunkel und glänzend, spritzte Ilgra auf den Arm, heiß wie geschmolzenes Blei, und sie schrie auf, als ihre Haut verbrannte.

Vêrmund bemerkte es. Er schaute herab und senkte dann den Kopf, bis die verstörende Leere seines Auges vor ihnen hing, furchterregend nah.

Ilgra unterdrückte den Drang zu fliehen, denn sie hatten keine Chance, dem Drachen davonzulaufen. Auch durften sie nicht hoffen, ihn mit Klingen oder Zauberei zu bezwingen. Unnachgiebig bis zum Ende richtete sie sich zu ihrer vollen Größe auf, während Yhana sich an ihren Arm klammerte.

Dann spürte Ilgra den Geist des Drachen in ihrem eigenen – riesig, düster und Furcht einflößend. Von ihm kam kein Dank, keine Anerkennung, kein Interesse und keine Rücksichtnahme. Aber da war ein Gedanke, ein Eindruck, den Ilgra von dem Wurm empfing.

Erkennen. Vêrmund war nicht länger gleichgültig ihr gegenüber. Er nahm ihre Existenz zur Kenntnis, und von ihm kam ein Gefühl des Interesses, so losgelöst und unpersönlich, wie es auch sein mochte. Er mochte in ihr immer noch Beute sehen, aber durch ihre Taten hatte Ilgra sich ein gewisses Maß an Beachtung von dem zerschundenen alten Wurm verdient.

Das war keine Kleinigkeit.

Sieben Herzschläge verharnten sie in dieser Verbindung, in einer engen Umarmung. Nur sieben Herzschläge, dann zog sich die Unermesslichkeit seines Geistes zurück. Vêrmund schnaubte und sein heißer Atem strömte in einer erstickenden Welle von Schwefelhauch über Ilgra hinweg.

Ihre Sicht trübte sich und Ilgra kniete beinahe ohnmächtig vor ihm nieder. Dann stieg Vêrmund über sie beide hinweg, die bleichen Schuppen seines Bauchs gerahmt von flackerndem Feuer aus dem Wald, und die Kühle seines gewaltigen Schattens hob sich von ihren Schultern.

Ilgra presste die Augen fest zusammen und blieb, wo sie war, blieb, bis der

Boden nicht mehr bebte und das Dröhnen von Vêrmunds Schritten zu einem fernen Hall verblasst war.

Es war die Hand ihrer Schwester an ihrer Schulter, die sie wieder zu sich kommen ließ. »Ilgra! Er ist fort! Wir sind gerettet.«

Erst da erhob sie sich und schaute sich um.

Der Wurm hatte einen verletzten Flügel, er konnte nicht fliegen. Stattdessen kroch er das Antlitz des kühnen Kulkaras in langsamem, erschöpftem Trott empor und hinterließ eine Spur aus Blut und geknickten Bäumen. Es schien, als würde er gleich stürzen, um sich nie wieder zu erheben, und Ilgra fragte sich, ob sie ihn womöglich doch bald los sein würden.

Sie musste es wissen.

Es dauerte nicht lange, bis das Schneetreiben den Drachen wieder verschluckte. Yhana zupfte an Ilgras Umhang, drängte sie zum Gehen, sagte: »Du hast getan, was du konntest. Der Tod unseres Vaters ist nicht gerächt, aber wir haben sein Andenken geehrt. Mehr können wir nicht tun. Komm jetzt.« Aber Ilgra weigerte sich. Sie wollte stehen bleiben, zusehen und lauschen, wie sich Vêrmund vorwärtsquälte.

Die Ordnung der Dinge war noch nicht wiederhergestellt.

Talaufwärts kamen die übrigen Skgaro nach und nach aus ihren Verstecken. Arvog und mehrere der anderen Krieger liefen mit Waffen in Händen herbei und umringten Ilgra und Yhana auf dem durchgeweichten Feld.

Sie überzeugten sich davon, dass die Nrech ihrem Stamm nie wieder gefährlich werden würden. Dann richteten sie das Wort an Ilgra, dankten ihr, lobten sie, lockten sie und schalteten sie schließlich. Aber so oder so, sie rührte sich nicht.

Am Ende ließen sie sie allein – auch Yhana ging mit –, um sich um die Verletzten zu kümmern und ihre Habe aus denjenigen Hütten zu retten, die

beschädigt worden waren.

Ilgra blieb, wo sie war, bis sie das ferne Kratzen von Krallen auf Stein hörte. Dann stieß Vêrmund der Grimmige ein mächtiges Brüllen vom Gipfel des Kulkaras aus, und er bestrich die Wolken mit Flammen von solcher Größe, dass sie die ganze Nacht erhellten.

Dann verstummte er, und Ilgra wusste: Der Drache würde nicht sterben, und sie, die unter ihm litten, würden ihn nicht loswerden.

Ilgra umfasste ihren Stab mit beiden Händen und stützte sich darauf. Ihr Herz war zu klein, um all ihren Gefühlen Raum zu geben. Sie schrie hinter Vêrmund her, obwohl der Drache es nicht hören würde, und jeder Teil von ihr war zermürbt von dem Aufruhr.

Als der Sturm sich langsam legte und die Luft wieder klar wurde, sah Ilgra hoch oben auf der Krone des Kulkaras die Gestalt von Vêrmund dem Grimmigen.

Ilgra starrte ihn eine ganze Weile stumm an. Dann stieß sie einen Atemzug eisiger Luft aus und mit ihm löste sich auch ihr innerer Kampf. Eines war ihr nun klar geworden: Es würde immer hungrige Wesen geben, die sie fressen wollten. Wenn nicht Vêrmund, dann diese Ungeheuer aus der Zeit der Götter. Wenn nicht diese Ungeheuer, dann irgendeine andere, gleichermaßen schreckliche Kreatur. Das war eine grundlegende Tatsache des Lebens für die Gehörnten genauso wie für jedes andere Wesen. Niemand war ausgenommen: weder der Bär noch der Wolf noch die Katze und nicht einmal die furchteinflößendsten Jäger. Alle fielen der Zeit zum Opfer. Die Frage war nicht, *ob*, sondern *wann*.

Vêrmund hatte sie vor diesen Ungeheuern gerettet. Ohne ihn hätten die Nrech wohl das ganze Dorf niedergemetzelt. Doch Ilgra wusste, dass sie danach trotzdem keine große Barmherzigkeit von ihm erwarten durften. Das lag nicht in seiner Natur. Er würde weiter zu ihnen herabkommen, ihre Herden fressen, ihre Felder zertrampeln und jene niedermetzeln, die töricht

genug waren, sich ihm entgegenzustellen. So war es und so würde es immer sein.

Eines Tages würde Ilgra dem Drachen erneut gegenübertreten. Eines Tages würde er beutehungrig zu ihr kommen oder aber sie würde noch ein weiteres Mal den Kulkaras erklimmen und ihm im Kampf gegenübertreten. Das war gewiss. Wann immer sie sich treffen würden, ob im nächsten Jahr oder lange nachdem ihr Haar grau geworden war, Ilgra war sich einer Sache sicher: dass Vêrmund sie erkennen und sich an sie erinnern würde, und obwohl er keine Gnade walten lassen würde, hätte sie zumindest die Befriedigung, dass er sie erkannte.

Aber für den Moment war ihre Aufgabe erledigt. Der Damm war gebrochen und der See war geleert. Das Gleiche galt für Gorgoth. Und obwohl Vêrmund schwer verletzt war, hatte Ilgra nicht länger die Mittel und verspürte auch nicht den Drang, ihn zum Kampf herauszufordern. Nicht jetzt. Auch glaubte sie nicht, dass es etwas nutzen würde. Verletzt oder nicht, der Drache war ihr mehr als gewachsen, ebenso den Skgaro und selbst den Kreaturen, die aus den dunkelsten Legenden geboren worden waren wie die Nrech.

Eine Gestalt kam aus dem Dorf auf sie zu: ihre Mutter, die eine Decke und Wundsalbe mitbrachte. Sie legte Ilgra die Decke um die Schultern und strich ihr Salbe auf den Arm, wo Vêrmunds Blut ihr die Haut verbrannt hatte.

»Komm jetzt, Ilgra-Tochter«, sagte ihre Mutter, »verlasse diesen unglücklichen Ort. Kehre mit mir dorthin zurück, wo du hingehörst.«

Und Ilgra hatte das Gefühl, aus einem Traum zu erwachen.

Dann drehte sie sich um – wandte dem Wurm, der in einem blutigen Schlummer ruhte, den Rücken zu; wandte dem hohen, schneebedeckten Kulkaras den Rücken zu, wandte den Überresten des Damms und ihrer Kate daneben den Rücken zu. Sie wandte all jenen Dingen den Rücken zu und machte sich mit ihrer Mutter langsam auf den Weg zum Dorf, wobei sie sich

bei jedem Schritt auf ihren Stab stützte.

Sie würde nicht länger abseitsstehen. Diese Zeit war vorüber. Sie würde wieder am alltäglichen Leben des Stamms teilhaben. Sie würde sich einen Gefährten nehmen, dachte sie – Arvog vielleicht –, und seine Kinder zur Welt bringen. In jeder erdenklichen Weise würde sie jeden Tag bis zur Neige austrinken und sich nicht darum sorgen, was das Schicksal bringen mochte.

Ilgra schaute auf den Stab hinab. Es war nicht länger Gorgoth, beschloss sie, sondern vielmehr Warung oder *Hinnahme*. Und der jetzt leere Saphir war ein Vermächtnis, das auf sie warten würde. Mit der Zeit, und wenn sie sich Mühe gab, konnte sie ihm vielleicht seine frühere Pracht wiedergeben.

Sie richtete sich auf und bleckte die Zähne, erfüllt von neuer Entschlossenheit. Denn ihr Name war Ilgra Nrechtöter und sie fürchtete nichts.

IX.



Eine neue Zeit

Die letzten Worte von Irsks Erzählung verklangen in der großen Halle der Festung hoch oben auf dem Arngor. Dann schlug der Urgal auf die Trommel zwischen seinen Knien und der dumpfe, dröhnende Ton hallte von den Steinmauern wider und markierte das Ende der Geschichte.

Eragon blinzelte und rieb sich das Gesicht. Er hatte das Gefühl, als erwache auch er aus einem Traum. Um die Feuerstelle herum regten sich jetzt die anderen Urgals, Statuen, die zum Leben erwachten.

Mit einem Knurren rappelte Skarghaz sich auf und ging mit mächtigen Schritten zu Irsk hinüber. Er packte den kleineren Urgal bei den Hörnern und stieß seinen Kopf mit einer jähnen ruckartigen Bewegung gegen den von Irsk.

Die Urgals brüllten vor Lachen, und Skarghaz sagte: »Gut gemacht, Irsk. Gut gesprochen. Dein Stamm kann stolz auf dich sein.«

Die Wucht des Kopfstoßes warf Irsk beinahe um, aber er bleckte die Zähne zu einem wilden Grinsen und stieß – mit genauso viel Energie – seinen Kopf im Gegenzug gegen den von Skarghaz. »Ehre für den Stamm, Nar Skarghaz.«

Das Feuer war zu einem Bett aus Kohlen heruntergebrannt, und ein kalter Hauch hatte allmählich die Luft erfüllt, während Irsk seine Geschichte erzählt hatte. Eragon schaute in die Nacht hinaus und fragte sich, wie spät es sein mochte. Der Himmel war schwarz, nicht einmal ein Schimmer des silbernen Mondes war zu sehen, und selbst die rundäugigen Eulen, die in den dunklen Kiefern nisteten, schwiegen in ihren Nestern. Es war spät – um diese Zeit schlief er normalerweise längst –, aber es machte ihm nichts aus.

»Das war eine ausgezeichnete Geschichte, Irsk«, sagte er und verneigte sich, so gut er das im Sitzen vermochte. »Danke.« Eragon verstand jetzt,

warum der Kull gerade diese Geschichte ausgewählt hatte, und er war froh darüber. Es schien, dass es immer etwas für ihn zu lernen gab, selbst von den Urgals.

Wie hat es dir gefallen?, fragte er Saphira.

Sie strahlte Zustimmung aus. *Mir hat Ilgra gut gefallen. Und Vêrmund hat mir noch besser gefallen. Es ist nur recht und billig, dass der Drache gewonnen hat.*

Eragon schmunzelte. Dann fragte er laut: »Ist das eine wahre Geschichte?«

»Natürlich ist es eine wahre Geschichte!«, rief Skarghaz und stapfte zurück zu seinem Stuhl. »Wir würden dir keine Geschichte erzählen, die falsche Dinge über die Welt aussagt, Reiter.«

»Nein, ich meine, ist sie wirklich passiert? Hat es Ilgra tatsächlich gegeben? Und Vêrmund und den Berg Kulkaras?«

Skarghaz kratzte sich das Kinn, einen nachdenklichen Ausdruck in seinen gelben Augen. »Es ist eine alte Geschichte, Reiter. Sie reicht vielleicht zurück in die Zeit, bevor unsere Art das Meer überquert hat. Aber ich denke, die Geschichte hat sich zugetragen, wie sie erzählt wurde ... Bis auf den heutigen Tag nennen die Urgralgra ihre Töchter oft Ilgra. Und wegen ihr weiß jeder von uns, dass es einen Vêrmund gibt, den wir nicht bezwingen können. Ich denke, es ist eine gute Lektion.«

»Eine gute Lektion, in der Tat«, stimmte Eragon zu. In gewisser Weise hatte er seinen eigenen Vêrmund in der Person von Galbatorix besiegt. Aber es gab immer noch Dinge in seinem Leben, die er nicht bewältigen konnte – Dinge, die niemand bewältigen konnte. Es war ein ernüchternder Gedanke. Als Eragon jünger gewesen war, hätte dieses Wissen ihm endlos zu schaffen gemacht. Jetzt jedoch verstand er, dass es von Weisheit zeugte, es hinzunehmen. Selbst wenn es ihn nicht glücklich machte, schenkte es ihm zumindest Frieden, und das war keine geringe Gabe.

Glück, hatte Eragon befunden, war zu flüchtig und nutzlos, um ihm

nachzulaufen. Zufriedenheit dagegen war ein viel lohnenderes Ziel.

»Die Gesalbten«, sagte er, »sind das die ...«

»Die wir in unserer Sprache die Kull nennen«, ergänzte Irsk.

Das hatte Eragon sich bereits gedacht. »Und die Nrech, sind das die Lethrblaka?« Ein Schatten schien sich über die Halle zu legen, als er den Namen der Kreaturen aussprach.

Skarghaz räusperte sich. »Uaa! Ja, wenn du von den verwünschten Dingern sprechen musst, ja. Wir können uns glücklich schätzen, dass du die Letzten von ihnen getötet hast, Reiter. Und du auch, Drache.« Er nickte Saphira zu, die zur Antwort einmal die Lider schloss und wieder öffnete.

»Wenn wir Glück haben«, murmelte Eragon leise. In so mancher Nacht grübelte er noch immer über Galbatorix' Behauptung nach, mehr von den Ra'zac-Eiern in Alagaësia versteckt zu haben. Denn die Ra'zac verwandelten sich, sobald sie erwachsen waren, in Lethrblaka, so wie Raupen sich in Schmetterlinge verwandelten. Trotz allem, was Eragon über Magie wusste, war der Gedanke, sich diesen Kreaturen noch einmal stellen zu müssen, Ra'zac oder Lethrblaka, wahrhaftig beunruhigend.

Laute Rufe drangen aus dem hinteren Teil der Halle und gleichzeitig spürte Eragon Unruhe unter den Eldunarí in der Halle der Farben.

Alarmiert sprang er auf die Füße. Saphira zischte und rappelte sich auf, dabei kratzten ihre Krallen über den Boden.

Bloëdhgarm, Ästrith, Rílven und der Rest der Elfen kamen vom anderen Ende der Halle auf sie zugeeilt. Die Elfen lächelten – ein wunderschönes, breites, blendend weißes Lächeln –, und ihre Schritte waren schnell und leicht. Es stand in solchem Gegensatz zu ihrem gewohnten Benehmen, dass Eragon gar nicht wusste, wie er reagieren sollte. Er hätte finsternes Stirnrunzeln und leere, leidenschaftslose Mienen weit weniger beunruhigend gefunden.

»Ebrithil«, sprach Bloëdhgarm, dessen mitternachtsblaues Fell sich vor

Aufregung an den Schultern kräuselte.

»Was ist passiert?«, fragte Eragon. Hinter sich hörte er Stampfen und Poltern von den Urgals, die sich zu Reihen formierten, als erwarteten sie, dass die Elfen angreifen würden. Gleichzeitig kam von den Eldunarí ein Gewirr widersprüchlicher Worte, Gedanken, Bilder und Gefühle – ein Sturm von Regungen, der Eragon zusammenzucken ließ und den er beim besten Willen nicht entschlüsseln konnte.

Saphira schüttelte sich und knurrte, dann bleckte sie ihre langen weißen Reißzähne.

Bloëdhgarms Lächeln wurde noch breiter und er lachte entzückt. »Nichts Schlimmes, Ebrithil. Ganz im Gegenteil. Es steht zum Besten mit der Welt.«

Dann sagte Ästrith: »Aus einem der Eier ist ein Küken geschlüpft.«

Eragon blinzelte. »Aus einem –«

»Ein Drache ist geschlüpft, Ebrithil!«, sagte Bloëdhgarm. »Ein neuer Drache ist auf die Welt gekommen!«

Saphira legte den Kopf in den Nacken und schickte ein Gebrüll zur Decke hinauf. Die Urgals stampften mit den Füßen und schrien, bis die ganze Halle erfüllt war von fröhlichem Jubel.

Eragon grinste, warf seinen Becher hoch in die Luft und stieß ein gänzlich würdeloses Jauchzen aus. All die harte Arbeit – all die langen Nächte und frühen Morgen, die Zauber, die ihn erschöpft hatten, und die endlosen Sorgen um Vorräte und Politik und Personen – all das hatte sich gelohnt.

Eine neue Zeit war für die Drachen angebrochen.

Namen und Sprachen



Über den Ursprung der Namen

Dem beiläufigen Beobachter mögen die verschiedenen Namen, denen ein unerschrockener Reisender in Alagaësia begegnet, wie ein zufälliges Sammelsurium von Bezeichnungen ohne jede Einheitlichkeit, Kultur und Geschichte vorkommen. Wie in jedem Land, das wiederholt von verschiedenen Völkern besiedelt wurde, haben sich in Alagaësia jedoch die Namen und Bezeichnungen der Elfen, Zwerge, Menschen und sogar der Urgals rasch zu einem bunten Wörtergemisch vermengt. Deshalb findet man in einem nur wenige Quadratmeilen großen Gebiet das Palancar-Tal (ein Name der Menschen), den Fluss Anora und den Wachturm Ristvak’baen (elfische Namen) und den Berg Utgard (ein Name der Zwerge).

Während dies zwar von großem historischem Interesse ist, führt es im Alltag oft zu Verwirrung hinsichtlich der korrekten Aussprache. Leider gibt es keine festen Regeln, an die sich der geneigte Anfänger halten könnte. Man muss jeden einzelnen Namen für sich genommen lernen, außer man erkennt sofort, aus welcher Sprache er ursprünglich stammt. Die Sache wird noch verwirrender, wenn man bedenkt, dass an vielen Orten die Schreibweise und die Aussprache fremder älterer Namen von den später am gleichen Ort siedelnden Völkern verändert worden sind. Der Fluss Anora ist dafür ein gutes Beispiel: Ursprünglich wurde er *Äenora* geschrieben, was in der alten Sprache »breit« bedeutet. Die Menschen haben dies zu Anora vereinfacht und den Doppelvokal äh-eh in das simplere ah abgeändert und damit den Namen erschaffen, der in Eragons Zeit gebräuchlich ist.

Um dem Leser allzu viele Missinterpretationen zu ersparen, wurde die nachstehende Liste erstellt, wobei es sich nur um einen groben Leitfaden für die tatsächliche Aussprache handelt. Linguistische Enthusiasten seien hiermit ermutigt, die Herkunftssprachen zu studieren, um die vielen Feinheiten zu meistern.

Aussprache

Alagaësia – al-la-GÄ-si-a

Arya – AH-ri-a

Ästrith – Ä-stris

Bloëdhgarm – BLOEED-garm

Brisingr – BRISS-ing-gerr

Du Weldenvarden – du WELL-den-VAR-den

Ellesméra – el-les-MEH-ra

Eragon – EHR-a-gon

Galbatorix – gal-ba-TO-ricks

Gil’ead – GILL-i-ad

Glaedr – GLEY-dar

Hruthmund – RUSS-mund

Ilgra – ILL-gra

Irsk – IRSK

Kulkaras – kul-KAR-as

Murtagh – MUR-tag

Nasuada – NA-su-AH-dah

Oromis – OR-ro-miss

Qarzhad – KWAR-dsahd

Ra’zac – RAH-zack

Rílven – RIHL-wen

Saphira – sa-FI-ra

Skarghaz – SKAHR-gahs

Teirm – TIRM

Tronjheim – TRONSCH-heim

Ulkrö – ULL-kröh

Umaroth – uh-MA-ros

Urû’baen – UH-ruh-behn

Vêrmund – VER-mund

Yhana – JAH-na

Die alte Sprache

Argetlam – Silberhand

Atra Esterní ono thelduin. – Möge das Glück dir hold sein.

Bloëdhgarm – Blutwolf

Brisingr – Feuer

du – der, die, das

Du Vrangr Gata – Der wandelnde Pfad

Du Weldenvarden – Der schützende Wald

Ebrithil – Meister

Eldunari – das Herz der Herzen, der Seelenstein eines Drachen

Fell Thindarë – Berg der Nacht

Finiarel – respektvolle Anrede für einen vielversprechenden jungen Mann

Garjzla – Licht

jierda – brechen, schlagen

Kvetha Fricaya – Seid gegrüßt, Freunde

Lethrblaka – Lederschwinge

melthna – schmelzen

rïsa – erheben (Imperativ: reisa)

Shur'tugal – Drachenreiter

Vaeta – Hoffnung

Die Sprache der Zwerge

Arngor – Weißer Berg

Barzûl! – Verflucht!

Beor – Höhlenbär (Lehnwort aus der alten Sprache)

Dûrgrimst – Clan (wörtlich: unsere Halle, unser Zuhause)

Gor – Berg

Gor Narrveln – Berg der Edelsteine

Ingietum – Metallarbeiter, Meisterschmied

Jurgencarmeidder – Drachenreiter

Mûnnvlorss – Metsorte der Zwerge

Tronjheim – Helm der Riesen

Die Sprache der Urgals

Drajl – Madenbrut

Gorgoth – Rache

Herndall – Urgal-Mütter, die über ihren Stamm herrschen; auch eine einzelne Mutter, die zu diesem Kreis gehört

Maghra – ein strategisches Glücksspiel der Urgals

Nar – sehr angesehener Titel

Nrech – Lethrblaka

Ozhthim – die erste Monatsblutung einer Urgal

Rekk – alkoholisches Getränk aus vergorenen Rohrkolben

Thulqna – gewebte Stoffstreifen mit Darstellungen des Stammeswappens und der Familiengeschichte

Ungvek – Name der Urgals für den Berg Arngor (wörtlich: starrköpfig)

Urgralgra – das Volk der Urgals (wörtlich: die Gehörnten)

Warung – Hinnahme

Nachwort

Von Christopher:

Kvetha Fricaya. – Seid gegrüßt, Freunde.

Es ist eine Weile her seit dem letzten Mal ...

Dieses Buch war eigentlich nicht geplant. Die erste Version von »Der Wurm vom Kulkaras« habe ich vor etwas mehr als zwei Jahren geschrieben, um zwischen zwei Teilen eines größeren Science-Fiction-Projekts wieder einen klaren Kopf zu bekommen. Obwohl mir die Geschichte gefiel, war der »Wurm« allein doch nicht lang genug, um ihn als eigenständiges Buch herauszubringen. So ruhte das Manuskript einsam und verlassen auf meinem Computer – bis zum Sommer 2018.

Zu diesem Zeitpunkt verspürte ich plötzlich den Drang, eine Geschichte über Murtagh zu Papier zu bringen, die ich schon lange im Kopf hatte. Daraus wurde »Eine Gabel und eine Weggabelung«. Beide Geschichten schickte ich meiner Lektorin bei Knopf. Inzwischen hatte meine Schwester Angela vorgeschlagen, eine Episode aus der Sicht der nach ihr benannten Figur zu schreiben. Und schwups! Bevor ich mich versah, führten wir Gespräche darüber, diese Geschichtensammlung noch im gleichen Jahr zu veröffentlichen. (Für alle, die nicht mit dem Verlagsgeschäft zu tun haben: Das ist ein äußerst ehrgeiziger Zeitplan.)

Ich hatte mir immer vorgestellt, mit einem umfangreichen Roman nach Alagaësia zurückzukehren. Trotzdem war dieses Buch eine wunderbare Erfahrung. Dass ich mich wieder in einige Figuren aus der Drachenreitersaga hineinversetzen durfte – und in einige neue –, hat mir großen Spaß gemacht.

Nach so vielen Jahren wieder über Eragon und Saphira zu schreiben, war wie eine Heimkehr nach einer langen Reise.

Außerdem habe ich mir damit endlich bewiesen, dass ich in der Lage bin, ein Buch mit weniger als 500 Seiten zu schreiben. Geschafft!

So kurz das Buch auch sein mag, *Die Gabel, die Hexe und der Wurm* wäre – wie jedes andere Buch – nicht möglich gewesen ohne die harte Arbeit eines ganzen Teams. Mein Dank geht an:

Meine wunderbaren Eltern, die mich immer noch mit derselben Liebe und Unterstützung begleiten und meine Bücher redigieren, wie sie es mein ganzes Leben lang getan haben. Ich schulde ihnen mehr, als ich sagen kann. Ohne euch hätte ich das nicht geschafft!

Meine Schwester Angela, die es weiterhin mit Humor nimmt, dass ihr Bruder sie als Romanfigur porträtiert. Ohne sie gäbe es weder den mittleren Teil dieses Buches (sie hat das Kapitel »Über das Wesen der Sterne« geschrieben) noch den »Wurm vom Kulkaras«, der aus einem Gespräch mit ihr über einen ziemlich erfolglosen Film entstanden ist. Sie hat die erste Version aller Geschichten gelesen und hat sie mit überarbeitet, was das Buch sehr viel besser gemacht hat, vor allem die Geschichte mit der Gabel. Danke, Schwesterherz! Du bringst mich immer wieder dazu, mich als Autor weiterzuentwickeln.

Meine Assistentin Immanuela Meijer, die ein Eragon-Wiki (Woo-hoo!) erstellt hat und meine Manuskripte sorgfältig und klug redigiert. Mein besonderer Dank auch für die wunderbare Kolorierung der Karte am Anfang dieses Buches!

Meinem Agenten Simon Lipskar, der nicht nur ein Freund ist, sondern sich auch mit aller Kraft für meine Arbeit einsetzt. Ein herzliches Dankeschön dafür! Das nächste Mal geht das Sushi auf mich.

Meiner Lektorin Michelle Frey, die wie immer großartige Arbeit geleistet hat, um aus diesem Buch etwas Respektabels zu machen. Es war mir ein

Vergnügen, ein weiteres Mal gemeinsam gegen Deadlines anzukämpfen. Und danke, dass du mir geholfen hast, endlich die Kunst der Überarbeitungsfunktion in Dokumenten zu beherrschen.

Und außerdem bei Knopf: Barbara Marcus, Leiterin der Kinderbuchsparte von Random House. Senior-Lektor Artie Bennett, ein Kreuzwortsrätsler und Wortringer von besonderen Gnaden. Die Leiterin des Korrektorats Alison Kolani für ihre scharfen Augen und treffenden Vorschläge. Marisa DiNovis, Lektoratsassistentin. Art Director Isabel Warren-Lynch und ihr Team, die dafür gesorgt haben, dass dieses Buch so schön geworden ist. John Jude Palencar, der das umwerfende Bild fürs Cover gemalt hat. Ehrlich, das muss man gesehen haben! Dominique Cimina, Leitung der PR-Abteilung bei Random House Children's Books, Aisha Cloud und alle anderen in dieser fantastischen Abteilung, und überhaupt alle bei Random House, die dazu beigetragen haben, dieses Buch möglich zu machen. Ich bin Ihnen allen von Herzen dankbar! Und nicht zuletzt danke ich Jennifer Brown, der ehemaligen Verlagsleiterin von Knopf, für ihre Unterstützung.

Besonders erwähnen möchte ich meine Schriftstellerkollegin Fran Wilde, die so freundlich war, eine frühe Fassung des »Wurms vom Kulkaras« zu lesen und mir dazu nützliche Hinweise zu geben. Danke, Fran! Ich schulde dir was.

Und wie immer gilt mein größter Dank *dir*, dem Leser. Ohne deine Unterstützung über so viele Jahre wäre das alles niemals möglich gewesen.

Wie die Elfen sagen: »Atra Esterní ono thelduin.« Oder: »Möge das Glück dir hold sein.«

Christopher Paolini

Dezember 2018

Von Angela:

Dieses Buch gibt es nur dank all der vorbildlichen Menschen, denen Christopher bereits gedankt hat. Diejenigen, die mir bei meinem kleinen Beitrag zu dem Buch besonders geholfen haben, sind:

Meine Eltern! Ohne ihre Fürsorge, Hingabe und Liebe wäre ich nicht die, die ich heute bin. Und ein dickes Dankeschön an meine Mutter für ihre klugen Anmerkungen zu meinem Text.

Christopher, der in unermüdlicher Arbeit das Land Alagaësia und so viele andere neue Welten geschaffen hat, die die Leser bald werden besuchen können. Er hat mich gebeten, mit seinen Figuren in Dialog zu treten und wieder einmal Angela, der Kräuterhexe, meine Stimme zu leihen. Aber diesmal nicht nur in direkter Rede, sondern auch als Erzählstimme.

Immanuela Meijer, die sich tagtäglich für alles einsetzt, was die Paolinis betrifft, und die von Christopher erfundenen Länder besser kennt als jeder andere. Sie sorgt dafür, dass die neuen Geschichten in allen Einzelheiten zu den älteren passen.

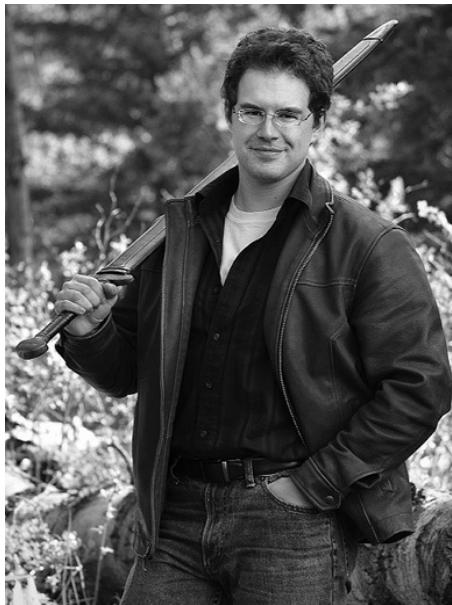
All die hart arbeitenden Leute bei Penguin Random House, denen es zu verdanken ist, dass ihr dieses Buch nur Monate nach der ersten Manuskriptfassung in Händen hält. Mein ganz besonderer Dank gilt Michelle Frey, die nicht nur unerschütterlich alles lektoriert, was mit Alagaësia zu tun hat, sondern auch ein wunderbarer Mensch und eine liebe Freundin ist.

Simon Lipskar, der sich wie kein anderer im Verlagsgeschäft auskennt und sich energisch für dieses Buch eingesetzt hat.

Und mein lieber Caru, der an meiner Seite gearbeitet hat, als ich diese Geschichte schrieb. Du bist ein guter Kerl.

Angela Paolini

Dezember 2018



© Immanuela Meijer

Christopher Paolinis Leidenschaft für Fantasy und Science-Fiction inspirierte ihn zu »Eragon – Das Vermächtnis der Drachenreiter«, seinem Debütroman, den er mit fünfzehn Jahren schrieb. Inzwischen wird Paolini weltweit als Bestsellerautor gefeiert und hat vier Bände der Drachenreitersaga geschrieben, die seitdem alle Rekorde bricht. Heute ist »Eragon« ein echter Klassiker und begeistert immer wieder neue Leser. Christopher Paolini lebt mit seiner Familie in Montana.

Von Christopher Paolini sind bei cbj erschienen:

Eragon. Das Vermächtnis der Drachenreiter. Band 1
Eragon. Der Auftrag des Ältesten. Band 2
Eragon. Die Weisheit des Feuers. Band 3
Eragon. Das Erbe der Macht. Band 4

Mehr zu Eragon auf www.eragon.de

Mehr über cbj auf Instagram unter [@hey_reader](https://www.instagram.com/@hey_reader)